

akzente

für Theologie und Dienst

Thema:
„Geld“



Wort des Vorsitzenden
Lutz Behrens

Freiwillige Armut
Dr. Helmut Burkhardt

Von Nadeln, Streifen und Wüstentieren –
Der Manager, das unbekannte Wesen in Gemeinden?
Dr. Hartmut Spiesecke

Der biblische Befund über den Zehnten
Johannes Ott

Bibelarbeiten
Bibelarbeit zu Am 5,4-15 – Sucht das Gute
Gerd Wendrock
Bibelarbeit 2 Kor 8 und 9 – Christen, Geld und Gnade
Friedemann Wunderlich
Bibelarbeit zu Lk 16,9
Prof. Dr. K. Berger

Buchbesprechungen
Christoph Reumann über
Dr. Dietrich Bauer – **Besser wirtschaften –**
Finanzstrategien auf biblischer Basis
Berit Hein, Reinhard Rubow, Jörg Ahlbrecht – **Mit Gott rechnen –**
Vom biblischen Umgang mit unseren Finanzen

Inhaltsverzeichnis 2005

Aus der Geschäftsstelle
Karl-Heinz Schlittenhardt

Nummer

2

101. Jahrgang
2006

akzente für Theologie und Dienst

Biblisch-theologische Dreimonatsschrift
der RGAV-Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge e.V.
www.rgav.de

1. Vorsitzender

Rektor Lutz Behrens
PF 1611
08276 Aue
Telefon: (privat) 03771/274-430
(dienstlich) 03771/274-110
Fax: 03771/274-100
E-Mail: Behrens@rgav.de

Geschäftsführer:

Inspektor Karl-Heinz Schlittenhardt
Baustraße 2, 17489 Greifswald
Telefon: 0 38 34 - 594 - 150
Fax: 0 38 34 - 594 - 175
0 38 34 - 594 - 199
E-Mail: Schlittenhardt@rgav.de

Der Bezugspreis von 14,30 EUR einschließlich Porto und Versand
ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.
Bankverbindung: EKK Eisenach, Konto-Nr. 416 649 (BLZ 820 608 00)
Bestellungen und Adressänderungen bitte
an die Geschäftsstelle in Greifswald richten!

Redaktionsgemeinschaft:

Endredaktion:

Landesinspektor Matthias Dreßler,
Theodor-Körner-Str. 24, 09221 Neukirchen
Telefon/Fax (privat): 03721/271355
(dienstlich): 0371/515930
E-Mail: Dressler@rgav.de

Bereich Referat:

Prediger Dietmar Kamlah, Schloßgasse 7, 76887 Bad Bergzabern
Dozent Martin Leupold, Paul-Fischer-Straße 2, 16259 Falkenberg/Mark

Bereich Bibelarbeit + Bücher:

Prediger Robert Lau, Bramkamp 39, 49076 Osnabrück

Bereich Buchbesprechung:

Prediger Christoph Reumann, In der Hohl 5, 67752 Wolfstein/Pfalz

Kontakt Verfasser:

Prediger Gerd Wendrock, Dorfstraße 1, 01609 Spansberg

Organisation Sitzung:

Inspektor Traugott Kögler, August-Bebel-Straße 15, 15569 Woltersdorf

(Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht unbedingt
die Meinung der Redaktion wieder.)

Weitere Mitarbeiter
an diesem Heft:

Dr. Helmut Burkhardt, Gempenblick 12, 79639 Grenzach-Wyhlen
Dr. Hartmut Spiesecke, Bundesverband der phonografischen
Wirtschaft e.V., Oranienburger Str. 67-68, 10117 Berlin
Prediger Johannes Ott, Bockauer Str. 1b, 08280 Aue
Friedemann Wunderlich, Mission für Süd-Ost-Europa e.V.,
Im Wiesental 48, 57078 Siegen
Prof. Dr. K. Berger, Kisselgasse 1, 69117 Heidelberg

Verlag:

Selbstverlag

Druck und Versand:

Design & Druck C. G. Roßberg · Inh. Christa Frohburg
Gewerbering 11 · 09669 Frankenberg/Sa.

Wort des Vorsitzenden

In der RGAV

Lutz Behrens

Der Präses des Gnadauer Verbandes und das Mitglied der RGAV, Dr. Christoph Morgner, widmete uns Hauptamtlichen seinen Bericht für die Mitgliederversammlung des Gnadauer Verbandes 2006. Er versteht seine Ausführungen als pastoral-theologischen Beitrag. Ein Bericht, der zusammenfasst, was uns bei den Hauptkonferenzen der letzten Jahre bewegte. Gerade wenn es um die Verantwortung für uns selbst und die uns anvertrauten Menschen geht. Eine trefende Bestandsaufnahme.

An einer Stelle erwähnt er mehr als Nebenbemerkung, dass die Tätigkeit der Hauptamtlichen nicht zu den Berufen mit hohen Gehältern gehört. Das stimmt - und das stimmt nicht. Es kommt einfach darauf an, welchen Arbeitgeber man hat. Eine vertrauliche Umfrage unter den Verbänden im letzten Jahr hat ergeben, dass das Jahresgehalt für einen „Musterprediger“ erhebliche Unterschiede aufweist. Diese Spannen gab es schon immer. Dies betrifft den Bereich der RGAV und auch den der früheren Predigerbruderschaft. Diese Differenz spiegelt schon immer die Wirtschaftskraft der unterschiedlichen Regionen in Deutschland wider. Wo hohe Gehälter gezahlt werden, sind fast immer die Mieten sehr hoch. Bruttozah-

len sind also immer relativ. Vor allem auch deshalb, weil die Frage, ob Hauptamtliche nicht gut bezahlt werden, nicht in absoluten Zahlen ausgedrückt werden kann. Allerdings sollte es nicht sein, dass Hauptamtliche ergänzende Sozialhilfeleistungen benötigen, weil das Gehalt so gering ausfällt. Es macht schon nachdenklich, wenn es nicht möglich ist, den Monatsbeitrag pro Mitglied um 10 EUR anzuheben, um die wegfallenden Zuschüsse der Landeskirche zu kompensieren und man statt dessen die Gehälter der Mitarbeiter kürzen will.

Grundsätzlich müssen wir feststellen: Was wir tun, hat seine Motivation nicht im Gehalt. Wir haben den Ruf Gottes in doppelter Weise gehört: in die Nachfolge und in den hauptamtlichen Dienst. Wir sind um „Gottes Willen“ im Einsatz für Menschen. Da sind die finanziellen Rahmenbedingungen wichtig, aber nicht dominierend. Finanzen müssen sauber geklärt sein. Aber sie können und dürfen nicht Motor oder gar Motiv unseres Handelns werden. Dazu helfen die Reflexionen des Präses in seinem Bericht.

Trotzdem gehört es zu unseren Aufgaben zu helfen, die Finanzen beieinander zu halten - z. B. im Bereich der Versicherungen. Hier stehen einige Veränderungen an, da die Bruderhilfe von der HUK-Coburg übernommen wurde. Für uns als Verein gibt es eine Halbierung der Jahresprovision von 2 auf 1 % des Gesamtbeitragsaufkommens der RGAV-Mitglieder. Das könnten wir aber auffangen, wenn mehr Versicherungen bei der Bruderhilfe abgeschlossen würden. Und

das ist durchaus realistisch. Denn seit Jahresbeginn gilt bei der Bruderhilfe der Kfz-Tarif der HUK-Coburg. Auf diesen sehr günstigen Tarif lt. Stiftung Warentest, bekommen wir als RGAV einen Nachlass von ca. 9 %. Wer demnächst ein Auto kauft oder seine Versicherung wechseln will, sollte sich ein Angebot einholen und auf den RGAV-Tarif verweisen. Mit dieser Änderung wird die Bruderhilfe wieder für die Kfz-Versicherung interessant. Im Bereich der Sachversicherungen bleiben die Regelungen im Wesentlichen unverändert. Mehr Informationen bringen wir in der nächsten Ausgabe. Bei der Hauptkonferenz gibt es einen Stand und ansonsten steht die Bruderhilfe für Auskünfte zur Verfügung.

In dieser Nummer geht es auch ums Geld und welche Rolle es in unserem Leben spielt. Es gehört dazu - aber unser Denken kreist nicht ums Geld. Unser Denken ist geprägt vom Heiligen Geist, der uns daran er-

innert, dass wir zu einem Dienst berufen sind, der Ewigkeitswerte schafft. Gott schafft Frucht durch uns, die nicht von Motten gefressen wird. Darum können und sollen wir darüber nachdenken, wie wir den „ungerechten Mammon“ einsetzen. Dies geschieht immer im Wissen, dass es sich um Gottes anvertraute Gaben handelt, die wir zuverlässig verwalten. Aber unser Herz hängen wir an einen anderen.

In diesem Sinne
verbleibe ich mit
den besten
Segenswünschen
als Ihr / Euer

Lutz Behrens



Freiwillige Armut

Dr. Helmut Burkhardt

Der holsteinische Märchensammler Wilhelm Wisser (1843-1935) erzählt in seinen „Plattdeutschen Volksmärchen“ die eigenartige Geschichte von einem Mann, der sich mühsam vom Habenichters zum Hofbesitzer und damit zu einem bescheidenen Wohlstand hochgearbeitet hatte. Nur einen großen Kummer hatte er: dass sein Sohn offenbar ein völliger Taugenichts war. Denn er war zu keiner Arbeit bereit und hatte nur Lust zum Träumen und Spielen. Gar von Geld wollte er nichts wissen: „Bewahre mich Gott vor Geld“ (so auch der Titel des Märchens) war seine ständige Redeweise, wenn er Geld sah oder auch nur davon hörte. Trotzdem brachte er es noch zu etwas (wenn auch nicht in den Augen des Vaters): er schnitzte sich Flöten und lehrte mit seinem Spiel die Schweine seines Vaters das Tanzen. Damit hätte er nun doch, als die Königin des Landes davon hörte und ihm Flöte und Schweine abkaufen wollte, eine Menge Geld machen und reich werden können. Aber das war eben das Letzte, was er wollte. „Bewahre mich Gott vor Geld“ blieb seine Devise - und er schenkte der Königin das Gewünschte für ein Ei und ein Butterbrot. Wirklich eine verrückte Geschichte, mögen wir denken. „**Bewahre mich Gott vor Geld**“ - wie man nur so dumm sein kann!

Aber klingt nicht unser Thema ganz genauso verrückt? „Freiwillige Armut“ - als wenn es nicht wirklich genug Armut in der Welt gäbe, derzeit zunehmend auch in unserem einstigen Wirtschaftswunderland. Nicht etwa nur selbstverschuldete oder mitverschuldete, sondern auch einfach durch die gegebenen Verhältnisse aufgenötigte Armut. Das Ergebnis ist entscheidend. Wozu dann noch „freiwillige“ Armut?

1. Notwendiges Eigentum

Tatsächlich ist **Armut** ein alles andere als wünschenswerter Zustand. Armut ist lebensbedrohlich: Ich lebe bestenfalls von der Hand in den Mund, aber weiß nicht, ob ich morgen auch noch etwas habe, um meinen Hunger zu stillen und mich vor Kälte zu schützen. Anstatt mich entfalten zu können und etwas vom Leben zu haben, bin ich eingeeengt und darauf reduziert, ständig nur ums Überleben zu kämpfen. Dabei gerate ich fast unvermeidlich in Abhängigkeit von anderen, werde unfrei, ausgenutzt, gedemütigt, verachtet und einsam.

So spricht die biblische Weisheit von der existentiellen Gefährdung durch Armut („Das Verderben der Geringen ist ihre Armut“ Spr 10,15; den Müßigen wird „die Armut überfallen wie ein Räuber und der Mangel wie ein bewaffneter Mann“ Spr 5,11). Sie isoliert ihn gesellschaftlich („Selbst seinem Nächsten ist der Arme verhasst“ Spr 14,20; „Reichtum verschafft immer mehr Freunde, aber der Arme - sein Freund trennt sich von ihm“ Spr 19,4; „Alle Brüder des Armen hassen ihn, wie viel mehr halten sich seine

Freunde von ihm fern“ Spr 19,7), sie erniedrigt („Ein Armer redet mit Flehen, aber ein Reicher antwortet hart“ Spr 18,23, vgl. Am 2,7: „... sie treten den Kopf der Armen in den Staub und drängen die Elenden vom Wege“). So flüchtet der Arme sich in die Betäubung des Rausches („Gebt Rauschtrank dem Mutlosen und Wein dem Verbitterten. Ein solcher mag trinken und seine Armut vergessen und seiner Mühsal nicht mehr gedenken“ Spr 31,6f). Der Weise wünscht sich keinen Reichtum, aber erst recht natürlich auch keine Armut (denn, heißt es, „wenn ich arm würde, könnte ich stehlen und mich an dem Namen meines Gottes vergreifen“ d.h. wohl: falsch schwören, Spr 30,9). Deshalb verlangt die mosaische Gesetzgebung von der israelitischen Volksgemeinschaft: „Es soll überhaupt kein Armer unter euch sein“ (Spr 15,4). **Der realistischen Weltsicht der Bibel ist alle romantische Verklärung der Armut fremd. Sie ist ein Übel, das es zu überwinden gilt.**

Warum aber wird Armut eigentlich als so drückend empfunden? Weil sie unsere Existenz bedroht und unserem natürlichen Lebenswillen widerspricht? Ja - und doch ist mit dieser Antwort noch nicht alles gesagt. Es wäre ja auch denkbar, dass ich, ohne selbst etwas zu besitzen, von anderen rundherum mit allem Nötigen versorgt werde. Aber normales menschliches Leben wäre das nicht. **Menschlich leben heißt, in selbst bestimmter Freiheit leben, also nicht abhängig von anderen oder ungefragt vereinnahmt in den Willen eines anderen oder in ein System.** Menschlich leben heißt, sein eigenes Leben in eigener

Verantwortung leben. Nur wo im Grenzfall - etwa schwere Krankheit - in äußere Abhängigkeit von anderen führt, ist es möglich, dabei seine innere Freiheit zu bewahren. Solches Auseinanderfallen von äußerer und innerer Freiheit aber ist nicht normal. In der Regel brauche ich zum Leben meinen eigenen Lebensraum und meine eigene Lebenszeit, in denen ich selbstverantwortlich agieren kann. Damit aber brauche ich auch Dinge, über die ich allein verfüge, nicht andere. **Kurz: Der Mensch braucht Eigentum, um wirklich als Mensch leben zu können** (vgl. H. Burkhardt, Armut und Reichtum in biblischer Sicht, in: ders., Wirtschaft ohne Ethik? Gießen 2000, 27-42).

Es gibt zwischen Eigentum und Freiheit in der Bibel einen eigentümlichen Zusammenhang. Im Dekalog, der ethischen Grundordnung für ein gelingendes Leben, heißt es: „Du sollst nicht stehlen“ (Ex 20,15). Das im hebräischen Urtext für „stehlen“ gebrauchte Wort ganaw bedeutet ursprünglich vor allem Menschenraub, also willkürliche Versklavung eines Menschen, Freiheitsberaubung. Diebstahl, d.h. jemandem eine ihm zur Entfaltung seines Lebens als Eigentum zur Verfügung stehende Sache gegen seinen Willen nehmen, ist also ein Anschlag auf die Freiheit dieses Menschen. Das durch das biblische Gebot sanktionierte Eigentumsrecht des Menschen, also das Recht, mit bestimmten Sachen in freier Verantwortung zu verfahren, dient so dem Menschsein des Menschen. Der prinzipielle Entzug von oder Verzicht auf Eigentum ergäbe „die vollständige Abhängigkeit von anderen. Lebens- und Arbeitsmittel müssen

wir haben; können wir nicht die unsrigen verwenden, so verwenden wir die der anderen. Wir essen unser eigenes oder fremdes Brot, arbeiten mit unserem eigenen oder fremden Gerät; ein drittes gibt es nicht. Das macht die Christenheit zur Verteidigerin des Eigentums, weil sie, nachdem sie durch die Berufung zu Gott in jedem ein eigenes Leben begründet, jedem einen eigenen Dienst erteilt und ihn in die Freiheit eingesetzt hat, in keiner Weise dazu mitwirken kann, dass er entmündigt und in eine Abhängigkeit gebracht werde, die ihm die eigene Bewegung nimmt.“ (A. Schlatter, Die christliche Ethik, 5. Aufl. 1986, S. 423f).

Allerdings: **So wie das Freiheitsrecht des Menschen kein absolutes ist und seine Grenze hat in der Verantwortung vor Gott für die Schöpfung und für den Nächsten, so ist es auch beim Eigentumsrecht.** Es ist nicht, wie man im Freiheitstaumel der Aufklärung meinte, das Recht zu absolut freier, beliebiger Verfügung über mir gehörende Sachen. Vielmehr soll der Mensch die Schöpfung nicht nur bebauen (und sich so aneignen), sondern auch bewahren (Gen 2,15). Er soll seines Bruders Hüter und so für sein Leben mitverantwortlich sein (Gen 4,9). „Wer seine Augen (vom Armen) abwendet, wird von vielen verflucht“ (Spr 28,27; vgl. Jak 2,15). Und wie im Alten Bund das dem Volk Israel übergebene und an die einzelnen Israeliten als Eigentum verteilte Land dabei doch eigentliches Eigentum Gottes, des Bundesherrn, blieb („Darum sollt ihr das Land nicht verkaufen für immer; denn das Land ist mein, und ihr seid Fremdlinge und Beisassen bei mir“, 3 Mo 25,23), so ist auch

der Mensch überhaupt als Gottes Ebenbild in seiner Herrschaft über die Erde eigentlich nur eingesetzt als Gottes Statthalter oder Haushalter (Gen 1,27f; vgl. Mt 24,45ff). „Eigentum verpflichtet“, heißt es in unserer Verfassung (GG Art. 14,2).

2. Gefährliches Eigentum

Haben und Sein sind also keine prinzipiellen Gegensätze (E. Fromm: Haben oder Sein), **sondern das recht verantwortete Haben dient dem rechten Sein.** Dies rechte Haben und Sein ist aber immer ein gefährdetes: Das notwendige, berechtigte Habenwollen verselbständigt sich nur zu leicht zum gar nicht mehr nötigen Immermehr-haben-wollen, zur Habsucht als einer Grundgestalt menschlicher Sünde. Das Eigentumsrecht, nach dem das, was mein Eigentum ist, mir gegen meinen Willen nicht genommen werden darf (es sei denn auf gesetzlichem Wege durch Steuern und andere Abgaben oder gar durch vom Gemeinwohl her begründete Enteignung), ermöglicht grundsätzlich die Anhäufung von Eigentum über den unmittelbaren Bedarf hinaus, ja letztlich unbegrenzt, und zwar durch das Erbrecht auch über den Tod hinaus. Das zeigt sich vor allem seit der (an sich sehr nützlichen und hilfreichen) Erfindung des Geldes. Nahrungsmittel etwa, vor allem leicht verderbliche, in möglichst großer Menge anzuhäufen, macht keinen Sinn. Mehr als mein Magen fasst, kann ich nun einmal sinnvollerweise nicht essen. Geld aber kann man in unbegrenzter Menge verwenden und anhäufen. So kann aus dem

Eigentum Reichtum werden. Solches über den unmittelbaren Bedarf hinausgehende Eigentum aber bedeutet zugleich Einflussmöglichkeit auf andere, mithin Macht über andere (die Worte „reich“ im Sinne von vermögend sein, und „Reich“ im Sinne von Herrschaft hängen sprachlich zusammen). Darin liegt offenbar für den Menschen eine große Versuchung.

Die Bibel sieht deshalb in der Habsucht eine der Hauptgefahren für das menschliche Miteinander und den Menschen selbst. „Du sollst nicht begehren“ heißt es schon, die vorangehenden Weisungen gleichsam zusammenfassend, am Schluss des Dekalogs (2 Mo 20,17). „Den ganzen Tag begehrt die Gier“ und verweigert dem Bedürftigen deshalb die Hilfe (Spr 21,26). „Weh denen, die ein Haus zum andern bringen und einen Acker an den andern rücken, bis kein Raum mehr da ist und sie allein das Land besitzen“ (Jes 5,8). Jesus spricht vom „Betrug des Reichtums“ (Lk 8,14, vgl. 16,1-9.11). Paulus nennt Habsucht Götzendienst (Kol 3,5; Eph 5,5): Das Mehrhabenwollen beherrscht das Leben so sehr, dass für Gott kein Platz mehr ist und der Besitz an die Stelle Gottes tritt. Habsucht ist so geradezu „die Wurzel alles Übels“ (1 Tim 6,10).

3. Freiwilliger Eigentumsverzicht

Wenn **Jesus** das unmittelbar bevorstehende Kommen des Reiches Gottes ankündigt, so ist nach allem bisher Gesagten nahe liegend, dass das Kommen der Gottesherrschaft zugleich das Ende der Herrschaft der Habsucht in den Herzen der Menschen be-

deuten muss. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Mt 6,24). Als Jesus in das Leben des reichen Zolleinnehmers Zachäus eintritt, zieht der sofort wie selbstverständlich die Konsequenz: „Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wenn ich jemanden betrogen habe, das gebe ich vierfältig zurück“ (Lk 19,8). Sicher auch auf diese Auswirkung bei Zachäus bezieht sich Jesu Kommentar: „Heute ist diesem Haus Heil widerfahren“ (Lk 19,9). Die versklavende Kette des Mehrhabenwollens ist gesprengt. Allerdings: Zachäus bleibt in seinem Beruf und damit ein Mann mit einem offenbar guten Einkommen.

Weiter geht Jesus anderen gegenüber. Als ein reicher junger Mann zu Jesus kommt und ihn fragt, was er tun müsse, um Anteil am ewigen und damit wahren Leben zu haben, antwortet Jesus: „Willst du vollkommen sein (= ganz und vorbehaltlos Gott zur Verfügung stehen), so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; komm und folge mir nach“ (Mt 19,21). Hier ist also nicht mehr nur von Wiedererstattung zu Unrecht erworbenen Guts die Rede, auch nicht nur von Almosen für die Armen aus einem großen Fundus heraus, sondern nun wirklich vom Verzicht auf „alles“, was er hat, also tatsächlich, wie es in unserem Thema heißt, von „freiwilliger Armut“. Dabei ist dies Ansinnen Jesu nicht etwa ein einmaliger Fall, sozusagen nur ein seelsorgerliches Eingehen auf die spezielle persönliche Situation dieses Mannes mit seinen „vielen Gütern“ (V. 22). Denn auch sonst heißt es im Evangelium von Jüngern Jesu: „Sie verlie-

Ben **alles** und folgten ihm nach“ (Lk 5,11; vgl. 12,33). Und Jesus sagt: „Wer nicht dem absagt, was er hat, kann nicht mein Jünger sein“ (Lk 14,33). Hier geht es offensichtlich um mehr als nur um eine innere Lösung von allem Eigenen, sondern um ganz konkreten Verzicht auf alles Eigentum. Damit wollte Jesus allerdings nicht eine jedermann verpflichtende neue Gesellschaftsordnung ohne Eigentum installieren, wie es später der Kommunismus als gesellschaftliches Ideal meinte anstreben zu sollen. Schon das Beispiel des Zachäus zeigt, dass dies nicht im Sinn Jesu war. Vielmehr, **wenn Jesus nun doch von einigen, die sich ihm als seine Jünger besonders eng anschlossen, diesen besonderen Schritt in die praktische Besitzlosigkeit erwartete, dann sollte damit keine allgemeingültige neue Regel eingeführt werden, sondern ein Zeichen gesetzt werden, ein sichtbares Zeichen dessen, dass mit seinem Kommen die Realisierung des Reiches Gottes begonnen hat und damit das Ende der Herrschaft der Sünde eben gerade auch in Gestalt der Habsucht eingeläutet ist.** Durch ihr Gegenteil, die zeichenhafte Selbstlosigkeit im Blick auf Besitz, wird einerseits die Habsucht gebrandmarkt als etwas, was nicht sein soll, und zugleich eine andeutende Anschauung davon gegeben, wie es aussehen kann, wenn Gott regiert.

Von dem her, was Jesus in diesem Sinn sagt und mit seinen Jüngern lebt, ist dann auch zu verstehen, dass nach Pfingsten in der sich nun bildenden christlichen **Gemeinde in Jerusalem** auch im Blick auf den Um-

gang mit Eigentum ein neues Leben beginnt: „Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Auch verkauften sie Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem einer in Not war“ (Apg 2,44f). „Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele, auch sagte nicht einer von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam“ (Apg 4,32). „Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viele ihrer waren, die Äcker oder Häuser hatten, die verkauften sie und brachten das Geld zu der Apostel Füßen; und man gab einem jeden, je nachdem einer in Not war“ (V. 34f). „Ein Herz und eine Seele“ - diese Gestimmtheit zeigt die innere Veränderung in den Christen an. Das Interesse des anderen war auch das eigene. Keiner dachte nur an sich, sondern zuerst an und für den anderen - und handelte entsprechend.

Ganz neu waren solche Gedanken nicht. Sie begegnen uns schon früh in der **griechischen Antike** (vgl. B. Lohse, Askese und Mönchtum in der Antike und in der alten Kirche, München/Wien 1969, 17- 78). Der große griechische Philosoph Plato hat in seinem Entwurf eines gerechten Staates vorgesehen, dass zumindest die herrschende Klasse kein Privateigentum haben sollte, eben um ihre leitende Funktion gerecht und ohne falsches Eigeninteresse wahrnehmen zu können (Plato, Der Staat 416). Sogar die Frauen und Kinder sollten gemeinsam sein. Eine solche Ordnung für den ganzen Staat schildert dann Platos

Zeitgenosse, der Dichter Aristophanes, allerdings bewusst karikierend in einem Lustspiel: „Hört: Alles wird künftig Gemeingut sein, und allen wird alles gehören, sich ernähren wird einer wie alle fortan, nicht Reiche mehr gibt es noch Arme, nicht besitzen wird **der** viele Jucharte Landes und **je-ner** kein Pflänzchen zum Grabe; nicht Sklaven in Menge wird halten der eine, und der andre nicht einen Bedienten, nein, allen und jeden gemeinsam sei gleichmässig in allem das Leben“ (Aristophanes, Die Weiberversammlung, 591-595).

Aber das sind alles nur Theorien. Anders im **Judentum der Zeit Jesu**. Hier gab es eine jüdische Gruppierung, die Essener, die eine solche Lebensordnung praktiziert zu haben scheint. So war vorgesehen, dass alle in den Orden von Qumran Eintretenden beim Eintritt ihren Besitz an die Gemeinde abgaben: „Alle, die sich willig erweisen für seine (Gottes) Wahrheit, sollen all ihr Wissen und ihre Kraft und ihren Besitz in die Gemeinschaft Gottes einbringen“ (1 QS I, 11f). Der jüdische Schriftsteller Philo von Alexandrien schreibt über die Essener: „Sie sind fast die einzigen von allen Menschen, die nicht aus Mangel an Glücksgütern, sondern vielmehr mit Absicht weder Geld noch Land besitzen“ (prob 77). Sie verabscheuen „alles, was Anlass zur Habsucht geben kann“ (prob 78). „Niemand besitzt ein Haus so zu eigen, dass es nicht auch allen gemeinsam gehörte ... sodann haben sie alle nur eine Vorkammer und allen gemeinsam gehörendes Geld zum Ausgeben; allen gemeinsam gehören auch die Kleider sowie die Speisen, wenn sie gemeinschaftliche Mahlzeiten ver-

anstalten. Die Gemeinsamkeit von Haus, Lebensweise oder Tisch findet man wohl bei keiner anderen Gemeinschaft in höherem Maße durch die Tat bekräftigt ... Was sie als Lohn für ihre tägliche Arbeit erhalten, das bewahren sie nicht als ihr persönliches Eigentum, sondern stellen es der Gemeinschaft zur Verfügung und lassen den daraus sich ergebenden Nutzen allen zukommen, die von ihm Gebrauch machen wollen“ (prob 85f; vgl. auch über die jüdische Gemeinschaft der sog. Therapeuten in Ägypten: cont 13-20; über das Gemeineigentum der Essener berichtet auch Josephus, Ant XVIII,20 und Bell II, 122f). Möglicherweise spielte beim Gedanken solchen gemeinsamen Eigentums das radikalisierte priesterliche Selbstverständnis der Essener eine Rolle: Auch Levi hatte unter den Stämmen Israels als einziger kein Landeigentum „Du sollst in ihrem Land kein Erbgut besitzen ... denn ich bin dein Anteil und dein Erbgut inmitten der Kinder Israel“ (Num 18,20: Ez 44,28; vgl. O. Michel in seiner Bellum-Ausgabe zu Jos Bell II, 122).

In Zeiten wie damals, in denen die Schere zwischen Arm und Reich weit auseinander ging, scheint die Sehnsucht nach einer Überwindung dieser Spannung besonders lebendig geworden zu sein. Allerdings: Wenn überhaupt, dann war solcher Eigentumsverzicht nur unter dem Regiment eines streng gehandhabten, für jedermann gleich verpflichtenden Gesetzes zeitweise realisierbar. Das aber war nicht der Weg Jesu. **Bei ihm und dann genauso in der Urgemeinde war der Eigentumsverzicht kein allgemeines Gesetz, sondern eine durch den Geist**

Gottes gegebene Möglichkeit, die Ordnung des Himmelreiches zeichenhaft im Voraus darzustellen. Ebenso hat auch der Apostel **Paulus** seine ähnliche Lebensweise, indem er generell auf Unterhalt durch die Gemeinden und deshalb auch auf die Ehe verzichtete, und zwar um ganz für die Verkündigung des Evangeliums frei zu sein, als seinen persönlichen Weg gesehen, den er niemandem anderen auferlegte (1Kor 9).

Mit dem Nachlassen der „ersten Liebe“ (Off 2,4) schwand zwar diese Möglichkeit zeitweise wieder aus dem Blickfeld der Christenheit. Aber sie brach sich im Laufe der Geschichte der Kirche auch immer wieder neu Bahn. Dabei aber spielte in der Regel ein neues Hören auf die Worte Jesu eine entscheidende Rolle.

So erzählt der Kirchenvater Athanasius (ca. 295-373) in seiner Schrift über den Mönchsvater **Antonius** (251-356) von dessen Bekehrung: Er wurde in Oberägypten in einer wohlhabenden Familie geboren. Er war zwischen 18 bis 20 Jahre alt, als seine Eltern starben und er die Verantwortung für das elterliche Vermögen und seine noch unmündige Schwester übernehmen musste. Da, als er eines Tages nach seiner Gewohnheit in die Kirche ging und auf dem Weg dahin seine Gedanken sammelte, musste er daran denken, „wie die Apostel alles verlassen haben und dem Heilande nachgefolgt sind, und die Leute in der Apostelgeschichte das Ihrige verkauft und den Erlös zur Verteilung unter die Bedürftigen zu den Füßen der Apostel niedergelegt haben ... Mit solchen

Gedanken trat er in die Kirche ein, und es traf sich, dass eben das Evangelium gelesen wurde, und er hörte, wie der Herr zu dem Reichen gesprochen: „Wenn du vollkommen sein willst, so gehe hin, verkaufe all deine Habe und gib sie den Armen; und dann komm und folge mir nach“. Als wäre ihm jene Erinnerung an die Heiligen auf dem Herwege von Gott selbst eingegeben worden, und als wäre die Vorlesung eigens seinenwegen gewesen, ging Antonius eilends aus dem Gotteshaus hinaus und verschenkte die Liegenschaften, welche ihm von seinen Vorfahren zugekommen ... an die Leute des Dorfes, damit sie ihn und seine Schwester nicht mehr beschweren sollten. Das Übrige aber, was immer sie an beweglichen Gütern besaßen, verkaufte er alles und gab den daraus eingegangenen bedeutenden Erlös den Armen; nur etwas wenig behielt er für seine Schwester zurück. Als er jedoch, wieder in die Kirche gekommen, im Evangelium hörte, wie der Herr sagt: „Seid nicht besorgt für den morgigen Tag“, da hielt er es nicht mehr aus, noch länger dort zu bleiben; er ging hinaus und gab auch jenes (Restvermögen) den Armen. Seine Schwester empfahl er bekannten christlichen Jungfrauen ... zur Erziehung. Er selbst widmete sich fortan ausserhalb des (elterlichen) Hauses der Askese.“ (Bibliothek der Kirchenväter, Ausgewählte Schriften des hl. Athanasius Bd. 2, Kempten 1875, 227f). Er wurde Einsiedler. Später bildete sich um ihn eine Mönchsgemeinde, die nach seinem Vorbild lebte. So gingen von ihm entscheidende Anstöße aus zu der großen geistlichen Bewegung des Mönchtums, zu-

nächst im Osten des römischen Reiches, dann aber auch im Westen, wo es das Mittelalter hindurch zur tragenden Kraft des kirchlichen und kulturellen Lebens überhaupt wurde.

Innerhalb dieser Bewegung bekam besonders prägende Bedeutung **Benedikt von Nursia** (ca. 480-547) und seine bis heute im Mönchtum weithin gültige Regel. In ihr widmet er dem Problem der Habsucht bzw. dem geistlich motivierten Verzicht auf Eigentum ganz besondere Aufmerksamkeit. Im Kapitel zur Frage „Ob die Mönche Eigentum haben dürfen“ heißt es: „Vor allem dieses Laster muss im Kloster mit der Wurzel ausgerottet werden. **Keiner darf sich herausnehmen ... etwas als sein Eigentum zu betrachten, durchaus nichts; sie haben ja nicht einmal das Recht, über ihren eigenen Leib zu verfügen.** Alles Notwendige dürfen sie vom Vater des Klosters erwarten, und es ist ihnen nicht erlaubt, etwas zu besitzen, was der Abt nicht gegeben oder gestattet hat. Alles sei allen gemeinsam, wie es in der Schrift heißt, so dass keiner etwas sein Eigentum nennt oder als solches beansprucht.“ (Kap. 33,1-6; vgl. Kap. 55,18). Wenn jemand, der in den Orden eintritt, Vermögen hat, „soll er es vorher an die Armen verteilen oder es in einer feierlichen Schenkung dem Kloster vermachen, ohne irgendetwas zurückzuhalten. Er weiß ja, dass er von diesem Tag an nicht einmal mehr über seinen eigenen Leib verfügen kann“ (Kap. 58,24f). Zum Unterhalt ihres Lebens und des klösterlichen Betriebs müssen die Mönche selbst arbeiten. Aber die Arbeit

darf nicht auf Gewinn aus sein, auch nicht im Interesse des Klosters. Wenn eine im Kloster hergestellte Ware verkauft wird, darf sich bei der Festsetzung des Preises „nicht das Laster der Habsucht einschleichen“. Deshalb soll man „im Gegenteil immer etwas billiger verkaufen, als es Weltleute tun können, damit in allem Gott verherrlicht werde“ (Kap. 57,7f; vgl. O. Rousseau, Armut in der Regel des Benedikt, in: J. Zürcher, Hg, Die Gelübde im Ordensleben, Bd. II: Die Armut, Einsiedeln 1958, 77).

Trotzdem wurden Klöster vor allem durch Schenkungen z.T. sehr reich. Darin lag natürlich eine große Verführung, den klösterlichen Lebensstil entsprechend zu ändern. Auf solche Entwicklungen hin kam es immer wieder auch zu gegenläufigen Reformbewegungen wie der zisterziensischen unter **Bernhard von Clairvaux** (1090-1153), oder, besonders radikal, im 13. Jahrhundert, durch die sog. Bettelorden, insbesondere die Franziskaner.

Franziskus (1182-1228) war Sohn eines reichen Kaufmanns in Assisi. Er war fasziniert vom damaligen höfischen Lebensstil, in dem das ganze Leben ein Fest war. Als Troubadour und Ritter zu leben, war sein Ideal. Er scharte die wohlhabenden jungen Leute der Stadt um sich und verbrachte mit ihnen seine Zeit mit Festgelagen und Umzügen. Aber dann kam es plötzlich zu einem Umbruch in seinem Leben. Eine kriegerische Auseinandersetzung Assisis mit einer Nachbarstadt endete in einem Fiasko. Nach einiger Zeit wurde er zwar aus der Gefangenschaft entlassen. Aber dann wurde er

krank. In dieser Situation begann, so bezeugt er später, Gott mit ihm zu reden. In seinem kurz vor seinem Tod diktierten Testament berichtet er: „So hat der Herr mir gegeben, das Leben in Buße zu beginnen: denn da ich in Sünden war, erschien es mir unerträglich bitter, Aussätzige anzublicken. Und der Herr selbst hat mich unter sie geführt, und ich habe ihnen Barmherzigkeit erwiesen. Und während ich fortging von ihnen, wurde mir gerade das, was mir bitter schien, in Süßigkeit der Seele und des Leibes verwandelt. Und danach verweilte ich nur kurze Zeit und verließ die Welt“ (I. Gobry, Franz von Assisi, dt. Hamburg 1958, 127). Eben dabei spielte, ähnlich wie seinerzeit bei Antonius, ein Jesuswort, das er in einer Kirche lesen hörte, eine entscheidende Rolle, allerdings ein anderes, nämlich Mt 10,7.9: „Geht aber und verkündet: Das Himmelreich ist nahe! ... Ihr sollt nicht Gold noch Silber noch Kupfer (-Münzen) in eurem Gürtel haben, auch keine Tasche für den Weg, nicht zwei Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken, denn der Arbeiter ist seines Lohnes wert“. Für Franziskus waren die Worte dieser Schriftlesung eine ganz persönliche Berufung zur Verkündigung des Evangeliums, und zwar, nach dem Vorbild Jesu und der Apostel, in völliger Armut. Entsprechend heißt es später in seiner Ordensregel: „Die Brüder sollen nichts als Eigentum erwerben, weder ein Haus noch eine Niederlassung noch irgendeine andere Sache“ (6. Kap., vgl. Gobry, S. 121). Sie sollen für ihren Lebensunterhalt in der Regel durch eigene Arbeit sorgen, dabei aber nie Geld nehmen, sondern nur das für den leiblichen

Unterhalt Nötige (5. Kap.). Soweit es nicht reicht, sollen sie Almosen erbitten (6. Kap.). Der gegenüber dem bisherigen benediktinischen Mönchtum bezeichnende Unterschied liegt dabei darin, dass, jedenfalls in der Anfangszeit, nicht nur dem einzelnen Franziskaner Privateigentum, sondern auch dem Orden als solchem Eigentumsbildung verwehrt ist (Gobry, S. 68). **„Besäßen wir Habe“, erklärt Franziskus dem Bischof von Assisi, „so brauchten wir Waffen, um sie zu schützen. Denn aus dem Eigentum erwachsen die Streitigkeiten und die Rechtsverdrehungen und hierdurch wird die Liebe zu Gott und zum Nächsten am häufigsten verletzt. Deshalb wollen wir keinerlei Eigentum in dieser Welt besitzen.“** (Gobry, S. 67f). In dieser radikalen Konsequenz hat Franziskus viele Gefährten und Mitbrüder gefunden. In kurzer Zeit verbreitete sich der Orden über das ganze Abendland und setzte durch sein Leben und Wirken Zeichen einer weltüberwindenden Liebe.

In der **Reformation** kam in diese Geschichte freiwilliger Armut aber ein tiefer Bruch. Für die Reformatoren war die durch das damalige Mönchtum repräsentierte Lebensform doppelt diskreditiert: einmal dadurch, dass viele Klöster unter dem Deckmantel individuellen Besitzverzichts kollektiv doch zum Teil sehr reich geworden waren, wenig evangeliumsgemäße Herrschaft über Menschen ausübten und mancherorts ausschweifenden Lebenswandel ermöglichten. **Zum andern, und das war das Hauptargument, verführte die Lebensweise des Mönchs**

gerade dann, wenn er die evangelischen Räte noch ernst nahm, nur zu leicht zu selbstgerechter, gesetzlicher und damit dem Evangelium ebenfalls entgegen gesetzter Frömmigkeit. So kam es im Wirkungsbereich der lutherischen und reformierten Kirchen weithin zur völligen Auflösung des Klosterwesens. Christliche Ethik wurde weithin ganz auf das bürgerlich anständige Leben nach den Zehn Geboten reduziert (vgl. dazu die wichtige Untersuchung von K. Bockmühl, *Gesetz und Geist*, Gießen 1987). Nur am sog. linken Flügel der reformatorischen Bewegung, bei den sog. **Hutterern** (so genannt nach ihrem Begründer J. Hutter, gest. 1536) bildete sich, in unmittelbarem Rückgriff auf Acta 2 und 4, eine neue Form von Gemeineigentum, blieb aber, massiv verfolgt durch die katholische Kirche und in die Emigration nach Russland abgedrängt, eine wenig beachtete Randerscheinung (vgl. E. Geldbach, *Einfach-alternativer Lebensstil - historische Modelle*, in: H. Burkhardt, Hg, *Einfacher Lebensstil - ein neuer Maßstab?*, Wuppertal 1981, 31-42).

Erst im 19. Jh. bekam der Gedanke des aus dem Glauben begründeten freiwilligen Besitzverzichts wieder mitten in den reformatorischen Kirchen neuen Auftrieb, und zwar in der Bewegung der **Diakonissenhäuser**. Noch unter dem Einfluss der traditionellen protestantischen Vorbehalte gegenüber dem Mönchtum war man zunächst noch sehr zurückhaltend gegenüber einer Wiederbelebung der sog. evangelischen Räte, zu denen herkömmlich neben Gehorsam und Ehelosigkeit gerade auch die Ar-

mut gehörte. Die ersten Diakonissen der von Th. Fliedner (1800-1864) begründeten Diakonissenanstalt in Kaiserswerth erhielten zunächst noch ein für damalige Verhältnisse ganz ordentliches Gehalt. Und unverheiratet waren sie nicht aus Glauben, sondern sie kamen für diesen besonderen Berufsweg infrage, weil sie nun einmal nicht verheiratet waren. Das änderte sich aber bald. Vor allem das Vorbild des katholischen diakonischen Ordens der Barmherzigen Schwestern, in Deutschland bekannt gemacht nicht zuletzt durch ein Werk des bedeutenden romantischen Dichters C. v. Brentano, blieb nicht ohne Wirkung. So wurden bald ganz selbstverständlich die drei evangelischen Räte zum bewusst aufgenommenen (wenn auch noch kaum biblisch-theologisch reflektierten) Grundbestandteil der Lebensordnung der Mutterhäuser des Kaiserswerther Verbands wie auch der später entstandenen Mutterhäuser der Gemeinschaftsbewegung und der evangelischen Freikirchen. Tatsächlich wurde damit ein wesentliches Element neutestamentlicher Ethik wieder aufgegriffen und zeugnishaft gelebt. **Man geht vielleicht nicht zu weit, wenn man das hohe Ansehen, das die Kirchen bisher gesellschaftlich immer noch genossen haben, wesentlich der Diakonie, und d.h. zunächst vor allem dem selbstlosen Einsatz zigtausender Diakonissen zu verdanken haben.** Eben der aber wäre nicht denkbar gewesen ohne jene Neubelebung der evangelischen Räte. Nur so konnten die Diakonissen, frei von familiären Verpflichtungen und ohne Rücksicht auf individuelles

Einkommen, ihren Dienst tun. Und auch der Gewinn, den sie für die Mutterhäuser erwirtschafteten, floss ja wieder in deren diakonisch-missionarische Einrichtungen und wurde so, zusätzlich zum individuellen auch zum kollektiven Zeugnis für die lebensverändernde, gesellschaftsrelevante Realität des schon gegenwärtigen Reiches Gottes. Allerdings - das erstaunliche Wachstum der Diakonissen-Bewegung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert hatte nicht nur geistliche, sondern auch sozialgeschichtliche Gründe: vor allem in der Situation der unverheirateten Frau, die in der damaligen Gesellschaft beruflich so gut wie keine Chancen hatte, sie aber nun in der Diakonie fand. Dafür nahmen viele die besondere Lebensform der Diakonisse, vielleicht auch ein wenig idealistisch beflügelt, in Kauf.

Heute ist die Situation der Frau, spätestens seit dem 2. Weltkrieg, eine zunehmend andere. Das hat wesentlich beigetragen zu dem dramatischen Einbruch beim Nachwuchs der Mutterhäuser, zuerst bei den kirchlichen, dann bald auch bei denen der Gemeinschaftsbewegung und der Freikirchen. Gegenwärtig ist das Nachwachsen von jungen Diakonissen fast völlig zum Erliegen gekommen. Bedeutet dies das Ende dieser Lebensform?

„Warum nicht?“, könnte man gegen fragen. Bewegungen kommen und gehen. Aber: Es geht ja nicht um diese spezielle, historisch gewachsene Lebensform. Vielmehr geht es um die biblische Realität, die sich in ihr wie in entsprechenden früheren Bewegungen und in neuerer Zeit wieder auch in neu ent-

standenen evangelischen Kommunitäten Gestalt gab: Zeichenhaft deutlich zu machen, dass mit dem Anbruch des Gottesreiches mitten in der alten, vom Mehr-haben-wollen um jeden Preis bestimmten Welt eine neue Lebensmöglichkeit eröffnet wurde, in der sich zeichenhaft die weltüberwindende Liebe Gottes sichtbar machte und das Zeugnis des Wortes bekräftigte.

Die heute mancherorts versuchte Anpassung der Diakonissenhäuser an normale bürgerliche Lebensformen mag gelegentlich als Übergangsform ihren Sinn haben. Als grundsätzlich eingeschlagene Tendenz ist sie der falsche Weg. Denn damit wird gerade die neue Lebensmöglichkeit, die Jesus brachte, geleugnet. Vielmehr, wenn sie überhaupt noch einen Sinn und eine Zukunftschance haben - und ich bin überzeugt davon, dass es so ist - dann nur in einer konsequenten Neubesinnung auf eben jene biblisch, insbesondere auch von den Worten Jesu her begründeten Prinzipien der drei evangelischen Räte. Diese aber nicht etwa missdeutet nur als eine innere Einstellung, sondern gelebt als ein konkretes Verhalten - im Blick auf unser Thema in wirklichem freiwilligen Eigentumsverzicht. Dabei mag sich sonst in den Formen des Lebens und der Arbeit solcher Gemeinschaften manches ändern. Vielleicht bilden sich ja auch zusätzlich noch ganz neue Gefäße, wie es ja in verschiedenen Kommunitäten (auch für Männer und sogar Familien) bereits geschehen ist. Entscheidend bleibt, dass, in der Spur der Worte Jesu und belebt von seinem Geist, jene Prinzipien lebendig bleiben oder neu werden und sich

tagtäglich gerade auch im Umgang mit der Frage des persönlichen und auch kollektiven Besitzes und der Freiheit zum Dienst konkretisieren. Nicht um jener Prinzipien willen. Schon gar nicht um des Selbsterhalts bestimmter Institutionen willen, sondern um des in Glaube, Liebe und Hoffnung schon gegenwärtigen Reiches Gottes willen.

Wir leben heute in einer Zeit, in der die wirtschaftlichen Fragen im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses stehen. Ein Hauptproblem des gegenwärtigen Wirtschaftslebens aber ist, dass es weithin ganz selbstverständlich von einem nahezu ungebremsten Gewinnstreben bestimmt ist. Die Verantwortung für die Menschen tritt demgegenüber in den Hintergrund, von der gegenüber Gott ganz zu schweigen. Angesichts dieser Situation wird die Frage nach einem Leben in evangelisch begründetem und verstandenem freiwilligen Eigentumsverzicht ganz neu aktuell. Noch einmal: nicht etwa als allgemeines Ideal, sondern als aufgerichtetes Zeichen dafür, dass nicht zeitlicher Gewinn und Genuss, sondern Gottes Liebe das ist, was zuletzt und ewig gilt.

Für unsere Gemeinden und ihre leitenden Verantwortungsträger aber stellt sich die Frage, ob diese Reichgottesperspektive bei ihnen noch eine Chance hat - oder ob das Denken sich auf ein zwar frommes, aber den Rahmen des allgemein Üblichen, Bürgerlichen nicht sprengendes Leben reduziert. Das ist keine Nebenfrage.

Es ist die Frage, ob wir wirklich noch dem Jesus der Evangelien nachfolgen und unverkürzt auf sein Wort hören oder ob wir uns einen uns passenden, weder uns noch andere beunruhigenden Jesus zurechtzimmern. Möglicherweise erscheinen uns solche Gedanken ähnlich verrückt wie die jenes jungen Mannes im Märchen, von dem eingangs die Rede war. Aber vielleicht ist jenes Märchen ja doch nicht so verrückt, wie es uns zunächst scheint, sondern nur in der Hülle spielerischer Phantasie verborgener Nachklang biblischer Wahrheit.



**Dr. Helmut
Burkhardt**

Langjähriger Dozent am Theologischen Seminar St. Chrischona, Gründungsmitglied des AfeT (Arbeitskreis für evangelikale Theologie), bis 2005 Vorsteher des Diakonissen-Mutterhauses St. Chrischona

Von Nadeln, Streifen und Wüstentieren

Der Manager, das unbekannte Wesen in Gemeinden?

Dr. Hartmut Spiesecke

Seien wir ehrlich: Schon das Wort „Manager“ verbinden wir in der Regel nicht mit unserem Gemeindeleben. Unsere Gemeindeführer heißen „Älteste“ oder „Vorsteher“. Und auch den Vorstand bringen wir eher mit unserem Trägerverein als mit dem Chef einer Aktiengesellschaft in Verbindung. Wer möchte auch schon zu jener Gruppe von Vorständen gehören, die wegen ungebührlicher Handzeichen (wie Josef Ackermann von der Deutschen Bank mit seinem Victory-Zeichen) oder als vermeintliche Absahner wie Mannesmann-Chef Klaus Esser in der öffentlichen Diskussion sind? Günter Oggers Buchtitel von den „Nieten in Nadelstreifen“ ist zum Sprichwort geworden. Aber glücklicherweise hat das mit uns ja nichts zu tun: Wir kennen die Genannten nicht persönlich, und dabei kann es auch gerne bleiben, denken wir.

Aber ist das nicht reichlich selbstgerecht? In Gottes Haus sind viele Wohnungen, heißt es, und ich habe das immer so verstanden, dass darin auch viele ganz unterschiedliche Menschen wohnen und ihren Platz haben. Wir Gemeindeglieder und -mitarbeiter sind oft - völlig zu Recht - stolz darauf, Menschen

unterschiedlicher Altersstufen, Bildungsniveaus, Herkunft und Beschäftigung in unseren Gemeinden zu finden - nur Manager sind deutlich unterrepräsentiert. Woran liegt das?

Sind wir alle gleich?

In unseren Gemeinden begegnen wir uns in der Regel als Gleiche. Wir sind alle Sünder vor Gott, wir sind alle auf dem Weg zu Gott. Und Gott wendet sich uns allen zu. Das Ansehen der Person, das wir aus unseren Alltagszusammenhängen kennen, soll hier eine möglichst geringe Rolle spielen. So weit die Theorie, die wohl leider eher selten mit der Wirklichkeit übereinstimmen dürfte. Aber dieser **Anspruch** auf Gleichheit vor Gott wird von uns aus guten Gründen getragen: Wir haben die Absicht, uns nicht über die anderen zu erheben (auch wenn uns dies nicht immer gelingt). Diese Vorstellung passt gut mit anderen Gleichheitstheorien unserer Gesellschaft zusammen, die zwar allesamt fragwürdig, aber trotzdem weit verbreitet sind: Chancengleichheit ist einer dieser Begriffe, Sozialismus ein anderer. Dabei wären wir mit der Vorstellung von Gerechtigkeit und Freiheit weiter. Nur wenn wir Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit wahrnehmen und uns daran erfreuen, werden wir ihnen gerecht. Systematisch aber fördern wir trotzdem eher Gleichheit.

Theologie und Philosophie sind sich weitgehend einig in der Einschätzung von Unterschieden: Ich kann nur Gegenstände vergleichen, die sowohl etwas Gemeinsames als auch etwas Verschiedenes haben: Als „Äpfel und Birnen“ bezeichnet der Volks-

mund zum Beispiel stark unterschiedliche Gegenstände. Beide Gegenstände sind Obst, das haben sie gemeinsam. Aber sie sind verschiedenes Obst, und das trennt sie. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“, sagt Jesus in Matthäus 22. Auch hier finden wir in uns etwas, das wir trennen sollen. Der französische Philosoph Emanuel Levinas entwickelte aus dem Glauben heraus eine „Philosophie des anderen“, die das eigene Ich aus dem Verhältnis zu einem Du, also zu einem anderen, bestimmt.

Trotzdem sind Personen aus bestimmten Bereichen des Alltags in der Gemeinde nur selten präsent. Politiker finden wir dort wenig und Manager auch. Allzu schnell erinnern wir uns üblicherweise an den Satz, dass eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe als ein Reicher in den Himmel komme (Markus 10). Viel Geld besitzen ist nicht nur statistisch selten, sondern scheint in Deutschland auch anstößig zu sein. Während man in den USA dafür bewundert wird, es durch eigener Hände Arbeit zu Wohlstand gebracht zu haben, ist es in Deutschland eher verdächtig: Wer viel Geld besitzt, kann es ja wohl kaum anständig verdient haben, lautet ein Vorurteil. Dazu passt auch eine Untersuchung, die vor einigen Jahren ergeben hat, dass Menschen sich in finanziellen Dingen maximal vorstellen können, wie es ist, wenn jemand über das Doppelte des eigenen Einkommens verfügt. Und ehrlich gesagt: Ich weiß auch nicht, wie jemand lebt, der zehnmal so viel Geld verdient wie ich. Das sollte allerdings kein Anlass für grundlose Verdächtigungen sein.

Was Manager suchen

Neulich gab der bekannte Unternehmer und Vorsitzende der Christlichen Medienstiftung Friedhelm Loh auf die Frage, ob er als reicher Mann schon einmal existentielle materielle Sorgen gehabt habe, eine tiefe doppelte Antwort: Erstens seien wir alle reich - im Vergleich mit vielen anderen Menschen auf der ganzen Erde. Und zweitens habe er die gleichen Themen und Sorgen mit Familie, Freunden, Anfeindungen und Versuchungen wie andere auch. Treffender kann man kaum ausdrücken, dass natürlich auch Unternehmer Fragen haben, auf die sie Antworten suchen - Antworten, die sie im Gespräch mit Gott und mit anderen Christen suchen.

Allerdings haben Manager auch spezifische Fragen, und diese brauchen zunächst ein Umfeld, in dem sie überhaupt gestellt werden können. Wer Verantwortung für einen großen Umsatz trägt, der trägt auch Verantwortung für die Beschäftigung vieler Menschen. Die ökonomische Entwicklung der letzten Jahre hat uns allen deutlich vor Augen geführt, welche Dramatik Entscheidungen wie Betriebsschließungen oder so genannte Restrukturierungsmaßnahmen haben, die vielleicht die Firma in eine bessere Zukunft führen, dabei aber hunderte von Arbeitslosen und ihre Angehörigen ohne Perspektive auf dem Weg lassen. Das bleibt auch für Verantwortliche nicht ohne Spuren: Ein Manager aus unserer Gemeinde hat es vorgezogen, lieber selber zu kündigen statt dazu beizutragen, seine ganze Abteilung „abzuwickeln“. Doch wie sich Ver-

antwortliche in konkreten Situationen auch immer entscheiden: Es kommen Fragen, und mit diesen Fragen sollen christliche Manager nicht alleine bleiben.

Was Manager suchen – 6 Thesen

1. Manager suchen Akzeptanz. Im Beruf wird nicht selten dominantes Verhalten erwartet: Lösungen suchen und finden, dabei Widerstände überwinden und sich gegen Gegner durchsetzen, Verhalten rechtfertigen. Es fehlt häufig das Gefühl, als Person unabhängig von Einzelleistungen akzeptiert zu sein.
2. Manager suchen eine Gruppenzugehörigkeit. Teams, Referate oder Abteilungen leiten ist Alltag, ebenso wie Prozesse steuern und Organisationsformen finden. Identifikation Einzelner funktioniert über Aufgaben- und Rollenzuweisungen. Teil einer Gruppe Gleicher sind Manager dagegen selten.
3. Manager suchen Gesprächspartner. Die finden sie in Unternehmen zu selten. So genannte Managementmeetings sind problemorientiert, finden unter Zeitdruck statt und lassen zu selten Raum für offene Fragen - schließlich sollen die ja gerade beantwortet werden.
4. Manager suchen Ruhe. Nach 60 oder mehr Arbeitsstunden sinkt die Kraft, der Rest reicht öfter nicht mal mehr für Frau und Kinder. Durch die Weltgeschichte fliegen oder 60.000 Kilometer im Jahr Auto fahren erfordert einen Ausgleich, den ein Aktivurlaub oder eine Städtereise kaum bieten können. Allzeitige Verfügbar-

keit über Handy und Internet mit Mailweiterleitung tun ihr Übriges.

5. Manager suchen aber auch Anregung. Sie schöpfen die Kreativität für ihren Beruf aus Anregungen von außerhalb. Neue Perspektiven bekommt nicht, wer immer aus dem gleichen Winkel auf seinen Schreibtisch sieht.
6. Manager suchen Werte. Sie sind dafür verantwortlich, in einer sich rasant ändernden Welt Perspektiven zu erarbeiten und in erfolgreiche Strategien umzusetzen. Als Mitgestalter dieses Wandels brauchen sie in besonderer Weise Halt. Doch auf welchem Fundament stehen sie selbst?

Zugegeben, all das sind Versuche, eigene Erfahrungen und Bedürfnisse Dritter auf einige Begriffe zu bringen, Verallgemeinerungen inbegriffen. Aus der Beschreibung wird aber auch deutlich, was Gemeinden zu bieten haben.

Was christliche Gemeinden (auch) für Manager bieten können

Christliche Gemeinden sind Tankstellen für den Alltag. Sie sind der Ort, wo Manager aus ihrer Berufsrolle aussteigen dürfen - wenn wir sie lassen.

1. Vergebung erfahren und vergeben lernen sind wichtige Erfahrungen. Nach Schuld suchen, ohne zu strafen, mit Zuversicht und ohne Furcht um Vergebung bitten - hierfür bietet Gemeinde einen Ort. Natürlich geht das Gespräch mit Gott auch an

jedem anderen Ort; in der Gemeinde aber treffen sich Menschen, denen es ebenso geht.

2. Auch die Erfahrung, dass der eigene Wert unabhängig von erbrachter Leistung ist, können Manager in der Gemeinde machen. Als sündiger Mensch akzeptiert und sogar geliebt zu sein, ist für viele Menschen eine neue Erfahrung, auch für Manager.
3. Demut ist heute eine eher seltene Eigenschaft, die in Gemeinden geübt werden kann. Ein Personalberater antwortete vor einigen Wochen im Rahmen einer Podiumsdiskussion vor einigen hundert PR-Managern auf die Frage, auf welche persönlichen Eigenschaften der Bewerber er achte: Demut. Die meisten Zuhörer waren verduzt, schließlich hielten sie sich doch für reichlich überzeugungsstark, leistungsbereit, aufstrebend und selbstbewusst.
4. Nicht vergessen: Glückende Gemeinschaft schenkt gemeinsame Freude und Lachen. Sie bietet ein Stück Geborgenheit unabhängig von Umsatzzielen, Markenführung und Kostenentwicklung. Und sie ist ein Ort geteilter Trauer und Lasten.

All dies schenkt Gott allein. Aber er schenkt es uns nicht als Eremiten in der Abgeschiedenheit der Welt, er schenkt es uns in Dorf- oder Großstadtgemeinden, in der Gemeinschaft, in die er uns berufen hat. Das bedeutet nicht, dass christliche Gemeinden immer die Lösung aller Schwierigkeiten böten - doch viele können es sein, und es gilt, sich die Voraussetzungen und Gefährdungen dafür bewusst zu machen.

Gefährdungen

1. Die Gemeindemitglieder erwarten von Managern deren Rollenmuster. Dies ist sicher eines der häufigsten Probleme. Schließlich kann jeder das am besten, was er am meisten geübt hat. Der Vertriebsmann organisiert die Verteilung der Flyer, der Rechnungsleiter führt die Kasse usw. Es ist zweifellos sinnvoll, wenn vorhandene Kompetenzen auch genutzt werden - sie dürfen aber nicht ausgenutzt werden. Zwar wird nicht selten die Hand genommen, wenn der Finger gereicht war, aber auf Dauer führt das nur zu Frust. Besser: Der „Könner“ lernt andere an. Das macht allen Beteiligten Freude und vermeidet das Gefühl des Ausnutzens.
2. Manager übernehmen Führungsrollen. Das ist die Kehrseite des soeben angesprochenen Themas. Natürlich liegt es nahe (und bringt ja auch so schnell Anerkennung), seine Profession einzubringen. Aber es droht eben auch der immergleiche Kreislauf aus Erwartungshaltung und Leistungsbilanz. Dabei sind in der Gemeinde so viele andere Aufgaben zu entdecken. Der jahrelange Kindergottesdienst war für mich jedenfalls (neben dem Zwang zu regelmäßiger Vorbereitung) eine wunderbare Erfahrung: Weniger Begriffe als vielmehr Anschauung waren gefragt. Scharade war eines unserer häufigeren Spiele, und beim Jenga-Turm ging es für uns darum, gemeinsam so hoch wie möglich zu kommen.
3. Anerkennung nach weltlichen Kriterien - so nennt das meine Frau. Und es hat mich sehr enttäuscht, als ich das erste

Mal wahrgenommen habe, wie recht sie hat: Werde ich als Person geschätzt oder vor allem nach meinem beruflichen Status? Wir beurteilen unsere Mitmenschen auch in der Gemeinde nicht mit den Augen Gottes. Häufig sehen wir doch nur den kleinen Angestellten, den arbeitslosen Buchhalter oder die alleinerziehende Mutter - oder eben den erfolgreichen Geschäftsmann, den braungebrannten internationalen Vertriebsmann oder die Abteilungsleiterin. Hier tun wir Unrecht, denn wir reduzieren Menschen auf ihre Funktionen. Gemeinsame Zeit verbringen, zum Mittagstisch einladen oder über Kinder sprechen hilft beiden, als Mensch mit seinen individuellen Problemen wahrgenommen zu werden.

4. Das liebe Geld, Quelle ewigen Unfriedens. In der Gemeinde ist immer zu wenig da, irgendetwas wird immer dringend gebraucht, kann aber nicht bezahlt werden. Gut, dass wir da den Soundso haben Die Erwartung, dass die anderen dann geben (müssen), während wir eher zu den Armen gehören, ist weit verbreitet. Die Besserverdienenden sind immer die anderen (besser als ich, logisch). Auf Dauer muss das bei den Gebetenen zuerst zu schlechtem Gewissen, dann zu Abwehr und schließlich zu Abkehr führen. Hier hilft einzig und allein Zurückhaltung. Geld verbindet nicht - es darf aber auch nicht trennen. Wir sprachen ja schon über das (Nadelstreifen-)Kamel und das Nadelöhr: Nicht der Besitz von Vermögen ist Sünde, sondern nur die Einstellung, es für wichtiger zu halten als Gott. Nicht wenige

Menschen halten ihr Geld tatsächlich für das Wichtigste, das sie besitzen - wir sollten sie nicht darin bestärken.

Treue und Untreue

Davon ist in Lukas 16 über den untreuen Verwalter die Rede - eine klassische Managergefährdung. Man kann es auch falsch machen mit Geld, wie Jesus in diesem Gleichnis berichtet. Ein Verwalter wird hier von seinem Herrn wegen Verschleuderung gefeuert. Und was macht der Verwalter? Er lässt den Gläubigern einen Teil ihrer Schuld nach. Ist das treu? Offensichtlich geht es Jesus hier nicht darum, dass der Verwalter schon von Beginn an untreu ist (deswegen wird er ja entlassen), sondern um dessen anschließende Handlung. Und die „Lösung“ erfolgt in Vers 10-14: Es gibt keine geteilte Treue, mal so und mal anders. Der Herr lobte den Verwalter nicht für seine Ungerechtigkeit, sondern für den Umgang mit Geld, den sein Herr für richtig hält: Diene nicht dem Geld!

Hierin gibt es nun für Manager einiges zu lernen. Aufgaben nicht zur Gewinnvermehrung zu tun, sondern für einen Unternehmenszweck, zu dem „gute“ Produkte oder Dienstleistungen (auch im moralischen Sinn) ebenso gehören wie die Sorge für die Mitarbeiter - das sind Managementaufgaben. Wer allein den Shareholder Value im Blick hat (letztlich allein das Geld anderer), der handelt im Gesamtzusammenhang verantwortungslos. Das ist keine Pauschalkritik, aber ein gezielter Hinweis auf Umgang mit Geld allein. Segen liegt darin, auch mit Geld verantwortungsvoll umzugehen. Geld zu ha-

ben ist nicht anstößig - es nicht zu teilen aber schon. Davon erzählt die Lazarus-Geschichte: Wer nicht teilt, der tut unrecht und wird dafür bestraft werden. Das Teilen gebietet der christliche Glaube: Die Brüder des reichen Mannes können sich die Qualen ersparen, wenn sie glauben - und dann besser handeln als der Höllenqualen leidende Reiche.

Wo Geld lauert, sind wir alle gefährdet, besonders diejenigen, die mit viel Geld umgehen. Gute Manager - und ich kenne einige - wissen, dass das nicht ihr höchstes Ziel ist. Gemeindeglieder und Gottesdienst helfen ihnen, sich zu prüfen.

Die Chancen der Ungleichheit

In der Tatsache, dass wir alle voneinander verschieden sind, liegt ein Grund fortwährenden Missverständnisses und Unfriedens. Aber es liegt auch ein ungeheurer Reiz darin, das andere wahrzunehmen. In ihrer Andersartigkeit sind meine Mitmenschen ja gerade interessant für mich. In Gemeinden erst recht. Ich erlebe dort Menschen mit ganz anderen Fähigkeiten als ich selbst besitze, ich erlebe Menschen, die anders mit ihren Kindern umgehen, und alle diese Menschen sind Geschöpfe Gottes. Unsere Chance, aber auch unsere Aufgabe ist es, dies zu erkennen und es ihnen widerzuspiegeln.

Sind Manager in Gemeinden die „unbekannten Wesen“? Falls ja, sollten sie es nicht bleiben, denn sie haben die Erlösung genauso wenig verdient wie wir, aber genauso nötig. Jesus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, das wir gemeinsam erstreben.

Eine kleine Nachbemerkung: Es blieb nicht aus, dass ich in diesem Artikel immer wieder in der verallgemeinernden Wir-Form geschrieben habe. Natürlich haben nicht alle Manager dieselben Fragen und Probleme, und nicht jede Gemeinde ist schon das personifizierte Vorscheinen des Himmels. Als Manager kenne ich zunächst meine eigenen Schwierigkeiten. Aber ich schätze mich glücklich über Freunde und Bekannte meiner Gemeinde, mit denen ich diese Schwierigkeiten teilen kann, mit denen ich aber auch über ganz andere Themen diskutieren kann als jene, die meinen beruflichen Alltag bestimmen. Und ich weiß, dass es die wichtigeren sind.



Dr. Hartmut Spiesecke

40, ist glücklich verheiratet und Vater zweier Kinder. Der Literatur- und Musikwissenschaftler war Senatssprecher in Bremen und leitet seit 2000 die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Deutschen Phonoverbände in Berlin. Er hat einen christlichen Journalistenkreis gegründet und kürzlich gemeinsam mit dem Fernsehjournalisten Markus Spieker ein Buch über „50 christliche Musikklassiker“ veröffentlicht.

Der biblische Befund über den Zehnten

Johannes Ott

1. Einleitung

„Bringt aber die Zehnten in voller Höhe in mein Vorratshaus, auf dass in meinem Hause Speise sei, und prüft mich hiermit, spricht der HERR Zebaoth, ob ich euch dann nicht des Himmels Fenster auftun werde und Segen herabschütten die Fülle.“

Mal 3,10

Dieser Vers aus dem letzten Buch der jüdischen Bibel macht deutlich:

- 1. Der Zehnte wurde nicht immer in voller Höhe in Israel geleistet.**
- 2. Das Geben des Zehnten hat etwas mit dem Segen Gottes zu tun.**
- 3. Der Zehnte kommt geistlichen Aufgaben zugute.**
- 4. Der Zehnte sagt etwas aus über die Einstellung zu Eigentum und Geld.**

Bevor ich den biblischen Befund über den Zehnten darstelle, möchte ich gern Einleitendes zum Thema Geld und Eigentum festhalten.

1.1. Allgemeines über Geld und Eigentum

„Geld verdirbt den Charakter“ - dieser Spruch zeigt etwas von dem Potential der Beziehung zwischen Eigentum und unserer Persönlichkeit, das scheinbar von den Berichten über Kriminalität, Korruption und Steuerbetrugsverfahren bestätigt wird¹.

„Die Geldspritze der Bank hat unser Unternehmen gerettet“ - diese Aussage weist darauf hin, dass Geld an sich nichts Schlechtes ist, sondern dass Geld etwas Gutes bewirken kann. So konnte die Templeton Stiftung² durch die „gebende“ Einstellung des Milliardärs Sir John Templeton in den letzten Jahren jährlich Millionenspenden zur wissenschaftlichen Förderung von „geistlichen Gesetzen“ (siehe 3.6.) und zur Förderung des Glaubens ausgeben.

„Seit der Wende sind wir in der DDR zwar nicht mehr von staatlichen Einschränkungen betroffen, dafür entscheidet heute das Geld in der Gemeindekasse über die Möglichkeit zum Durchführen des einen oder anderen Projektes oder in Personalfragen.“ Dieses dritte Zitat zeigt, wie sehr auch geistliche Entscheidungen im Korsett des Geldes getroffen werden müssen.

1.2. Was sagt die Bibel zu Geld und Eigentum?³

1.2.1. Gott schützt Eigentum. Mit dem 7. Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ macht Gott deutlich, dass er rechtmäßig erworbenes

Eigentum in höchster Instanz schützt. Diebstahl ist nicht nur ein Vergehen gegen Menschen, sondern ein Vergehen gegen Gott⁴. Wie sehr der wirtschaftliche Erfolg des Abendlandes auch auf diesem Schutz von Eigentum beruht, zeigt die Schwierigkeit in rechtlichen Verhandlungen mit Vertragspartnern in der indischen Kulturwelt, wo Betrug nicht als Diebstahl, sondern eher als „ich war schlauer als du“ angesehen wird⁵.

1.2.2. Gott verbindet Geld und Besitz mit Verantwortung. Im Neuen Testament wird dies bei der Sorge um Arme und Witwen (Apg 4,34) deutlich. Im Alten Testament - und hier sind wir bei unserem Thema - wurde bestimmt, dass der zehnte Teil von den Erträgen des Landes, das Gott Israel gab, Gott zurückgegeben werden soll. Tempelerhalt, Priesterunterhalt und Armenienstand sollten mit diesem Geld finanziert werden. Auch Jesus mahnt mit seinem Gleichnis von den Talenten (Mt 25,14ff) indirekt zum verantwortlichen Umgang mit Hab und Gut.

1.2.3. Gott relativiert Besitz. Den reichen Kornbauern fragt Gott: „Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wem wird dann gehören, was du angehäuft hast?“ (Lk 12,20). Jesus mahnt dazu „Schätze im Himmel“ (Mt 6,20) zu sammeln, statt auf der Erde. Die Vorläufigkeit des Besitzes wird hier aufgezeigt und uns wird die wesentlichere Frage gestellt, was mit unserer Seele ist, wenn unsere Zeit auf der Erde zu Ende ist.

2. Die Geschichte des Zehnten⁶

2.1. Die Umwelt Israels

Der Zehnte (hebr. maaser, griech. he dekate) war schon in der Umwelt Israels als Abgabe weltlicher oder kultischer Art bekannt. Einmalig oder in festen Abständen betraf diese Abgabe zum Beispiel bei den Phöniziern, Karthagern, Neubabyloniern, Persern, Arabern, Griechen und Römern den 10ten Teil des Besitzes oder des Einkommens. Das Besondere an Israel war, dass dort der Zehnte (außer 1Sam 8,11-15) ausschließlich für Gott und den Gottesdienst bestimmt war.

2.2. Der biblische Befund

Der Zehnte wurde im AT als eine Reaktion des Menschen auf das Gute, das Gott gibt, verstanden und hatte auch eine soziale Dimension.

Bereits der König und Hohepriester Melchisedek erhält von Abraham den Zehnten als freiwillige Abgabe noch vor dem mosaischen Gesetz (Gen 14,18ff). Auch Jakob gibt nach der Gottesbegegnung ein entsprechendes Versprechen ab (Gen 18,22). Das spätere Gesetz (Lev 27,30ff) schreibt vor, „vom Ertrag des Landes und den Früchten der Bäume“ (Getreide, Wein und Öl) sowie von den Rindern und Schafen den zehnten Teil abzugeben. Es wurde zwischen dem Fruchtzehnten und Viehzehnten unterschieden. In besonderer Weise sollte mit dem Fruchtzehnten der Stamm Levi, dem der Tempeldienst zugewiesen war und der kein eigenes Land zugeschrieben bekam, ver-

sorgt werden (Num 18,28). Nur der Fruchtzehnte konnte gegen einen Aufschlag von 20% auch in Geld entrichtet werden. Ein Teil der Abgabe wurde als Opfermahlzeit der Geber bestimmt. In jedem dritten Jahr sollte der Zehnte nicht ins Heiligtum nach Jerusalem gebracht werden, sondern war für die Leviten im eigenen Land und für Arme und Fremdlinge bestimmt (Deut 14,28ff).

In zwischentestamentlicher Zeit wurde die Zehntenregelung weiter differenziert. So unterschied man zwischen dem für die Leviten bestimmten Fruchtzehnten, dem Opfer- und Tempelzehnten sowie dem Armenzehnten, der im 3. und 6. Jahr an Stelle des Opferzehnten gegeben werden sollte.

Die Zehntenregelung wurde nicht zu jeder Zeit vollständig beachtet bzw. bei den Pharisäern ins Extreme geführt (Abgabe des Zehnten auch von Küchenkräutern). Jesus achtete den Zehnten, wies aber neu auf den theologischen Zusammenhang hin (Mt 23,23; Lk 11,42).

2.3. Der Zehnte in der Kirchengeschichte

In der Frühzeit des Christentums verlangten verschiedene Kirchenväter von den Gläubigen einen Zehnten auf freiwilliger Basis. Ein Schreiben des Papstes Gregor II. von 722 an Bonifazius, sowie ein Brief des Papstes Zacharias von 748 erwähnen eine Teilung der Abgaben und Zehnten der Gläubigen in vier Teile: für den Bischof, für geistliche Mitarbeiter, für Arme und für den Kirchenbau. Später wurden diese Abgaben durch das Eigenkirchenwesen de facto zur weltlichen Abgabe. So mussten im Mittelalter Bauern den Zehn-

ten ihrer Ernte und Handwerker den zehnten Teil ihrer Produktion abgeben. Zehntscheunen waren in Europa nicht selten das größte Gebäude nach der Kirche in den Dörfern. Später wurde zwischen dem Groß- und Kleinzehnt unterschieden und es entwickelten sich unterschiedliche Zehntenarten, wie der Wein-, Heu-, Holz-, Fleisch- und Novalzehnt. Nach der Reformation wurde der Zehnte in den protestantischen Gebieten verstaatlicht, dafür übernahm der Staat eine finanzielle Verantwortung für die Kirchen (vgl. heutige Kirchensteuer). In Deutschland bestand der Zehnte zum Teil bis ins 19. Jahrhundert.

2.4. Praxis heute

In Freikirchen wird vielfach der Zehnte als freiwillige Abgabe der Gläubigen erwartet. Landeskirchen finanzieren sich hauptsächlich über die staatlich eingezogene Kirchensteuer. Andere Gemeinden und Gemeinschaften finanzieren sich durch freiwillige Spenden. Von deren Gläubigen wird der Umgang mit der Zehntenregel unterschiedlich gehandhabt. Während die einen in der Zehntenregel eine hilfreiche, segensbringende, weisheitliche Regel sehen, lehnen andere den Zehnten als alttestamentlich-gesetzlich ab.

3. Praxisreflexion

3.1. Im Folgenden möchte ich einige persönliche Reflexionen anfügen. Ich sehe in dem Geben des Zehnten eine hilfreiche Regelung. Ich möchte die Zehntenregel nicht als alttestamentliches Gesetz abtun, son-

dern im Sinne alttestamentlicher Weisheit würdigen. Durch das Geben des Zehnten ist ein fester Betrag im Haushalt eingeplant. Man wird von der Frage entlastet, ob man zu viel oder zu wenig gibt. Ebenso kann man die verbleibenden 9 Zehntel in vollen Zügen und mit einem guten Gewissen genießen. Die Versorgung der Gemeinde und der Gemeindemitarbeiter⁷ ist gesichert. Schon mit einem Teil des Zehnten kann jeder Gemeindehaushalt gut leben⁸, so dass ein großer Teil zur freien Verfügung übrig bleibt. Erstempfänger sollte natürlich die Gemeinde sein, in der ich meine geistliche Heimat gefunden habe. Aus der persönlichen Erfahrung sowohl aus Zeiten mit sehr niedrigem Einkommen (Ausbildungszeit), als auch im Leben mit Familie und einem geregelten Einkommen kann ich bestätigen, dass Gott sich - wie in Maleachi formuliert - nichts schenken lässt, dass dem Geber das Gegebene in verschiedenen Segensformen mehrfach (manchmal auch finanziell) wieder zugute kommt. Wer mit 100 Prozent seines Einkommens gut leben kann, der kann dies auch mit 90 Prozent. Grundsätzlich sollte das Ganze nicht in pharisäischer Gesetzhaltigkeit, sondern in evangelischer Freiheit gehandhabt werden. Die folgenden Ausführungen dienen daher nur als ein Beispiel. Das Ganze soll nicht so kompliziert werden wie das deutsche Steuerrecht!

3.2. Da wir heute in einer Geld- und nicht mehr in einer Warenwirtschaft leben, beziehen sich alle Überlegungen auf den Umgang mit dem Zehnten der finanziellen Einnahmen.

3.3. Heute wird ein Teil der Aufgaben, für die der Zehnte im AT bestimmt war, in Deutschland vom Staat übernommen und aus Steuern und Sozialabgaben finanziert. So sorgt der Staat mit der Sozialhilfe für Menschen unter einem bestimmten Einkommen (Arme im AT / zweiter Zehnter). Mit der Krankenversicherung werden Kosten für gesundheitliche Maßnahmen finanziert. Ebenso findet der „Fremdling“ (Ausländerbehörde) in Deutschland staatlich geregelte Unterstützung. Über die Rentenversicherung ist (zurzeit noch) ein Einkommen im Rentenalter gesichert. Zu den gesetzlichen Abgaben gehört auch die Kirchensteuer zur Finanzierung der (landes-)kirchlichen Arbeit.

3.4. Aus diesen Überlegungen ergibt sich die Konsequenz, sinnvollerweise vom **Einkommensnetto** bei der Berechnung des persönlichen Zehnten auszugehen⁹, da aus der Differenz zum Brutto auch staatliche soziale Maßnahmen finanziert werden. Die Beiträge zur Rentenversicherung kommen einem selbst zugute, sollten aber ebenso nicht „verzehntet“ werden, da später von der bezogene Rente der Zehnte gegeben wird. Alle anderen Einnahmen wie Zinsen, Mieten, Aktiengewinne, Zuwendungen, Steuererstattungen etc. sollten ebenso netto „verzehntet“ werden.

3.5. Es ist sinnvoll, ein „Zehntenbuch“ zu führen, in dem die monatliche Höhe des Zehnten und alle Ausgaben für geistliche und soziale Zwecke eingetragen werden. Dazu gehören beispielsweise: Spenden, Mitgliedsbeiträge, (nicht die Kirchensteuer,

da sie bei oben genannter Nettoregel bereits abgezogen wurde), aber auch die Unterstützung bedürftiger Menschen. Seelsorgerliche Telefonate, Arbeitsmittel für den geistlichen Dienst und Fahrten, die nicht anderweitig abgerechnet werden können, zählen ebenso zu diesen Ausgaben wie etwa Spenden oder Daueraufträge für geistliche Ausbildungsstätten, Patenkinder in der dritten Welt oder Missionsspenden. Diese Aufzählung erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Mit einem positiven Betrag im „Zehntenbuch“ kann so in Großzügigkeit gern Geld gegeben werden, ohne dass es weh tut. Man weiß: Das Geld gehört sowieso Gott, und er würdigt uns, sein Geld an die Stelle zu bringen, wo es gebraucht wird.

3.6. Geistlicher Segen wird nicht ausbleiben. In oben genanntem Buch von R. L. Herrmann werden einige „geistliche Gesetze“ aufgeführt, die sich bewährt haben. Einige seien genannt:

- Geben ist seliger denn Nehmen - weil ich beim Geben auf das sehe, was ich habe und nicht auf das, was ich nicht habe. Dies macht mich reich statt arm.
- Dankbare leben glücklicher - weil ich ebenfalls beim Sehen auf das, wofür ich danken kann, täglich meinen Reichtum erkenne. (Das Gegenteil ist Neid, der macht arm.)
- Wer großzügig schenkt, wird reich belohnt - da das Sehen auf andere Gemeinschaft fördert, während Egoismus vereinsamen lässt.
- Liebe vermehrt sich, wenn sie geteilt wird - weil ich beim Lieben Anteil an dem unendlichen Gott habe, somit werde ich reicher und nicht ärmer.

- Am glücklichsten ist, wer Gott vollkommen liebt - und sich nicht an Irdisches bindet, er wird davor bewahrt, Irdisches und Vergängliches zu vergötzen.

3.7. Andere Teilungsverhältnisse sind natürlich möglich. So lebte Sir John Templeton sein ganzes Leben mit einer 50% Regel. Die eine Hälfte ist für den Haushalt zum Verbrauchen gedacht, die zweite Hälfte hat er gespart und gespendet. Durch das Sparen und wiederum Spenden der Sparerträge konnte seine Stiftung eingerichtet werden. Diese Regel macht natürlich nur Sinn, bei einem Einkommen, bei dem man auch mit 50% gut leben kann. Sir Templeton lebt mit dieser Regel ein glückliches Leben.

5. Schluss

In der Bibel geht es beim Zehnten letztendlich um die Ehre Gottes. Aus Dank für das von ihm Erhaltene gebe ich ihm ein Zehntel zurück. Umgedreht betrachtet kann man von einem Segen aus höchster Instanz sprechen: Ich darf 90 Prozent des von Gott Anvertrauten behalten und genießen. Schließlich gehört eigentlich alles Gott.



Johannes Ott

ist Prediger im Sächsischen
Gemeinschaftsverband, Arbeitsbezirk Aue.

- ¹ So auch eine Aussage von David Jaffin: Die größten Versuchungen des Alten Testaments, die heute noch aktuell sind, waren: Geld (goldenes Kalb), Macht (Versuchungen der Könige) und Sex (Baalskult).
- ² Siehe: Herrman, Robert L., „Sir John Templeton - Von der Wall Street zur Theologie der Demut“, Verlag Interna 1/2005
- ³ Die drei folgenden Punkte stammen aus einer Bibelarbeit von Michael Steeger, Kottengrün; vgl. Idea-Dokumentation zu den 10 Geboten (Bäumer).
- ⁴ Vgl. Hab 2,4 „Weh dem, der sein Gut mehrt mit fremdem Gut“
- ⁵ Vgl. Focus 16/2005 Seite 148ff, Artikel über Globalisierung - (Indien) „Das nächste China“
- ⁶ Siehe „Das große Bibellexikon“, Bd. 3 Brockhaus/Brunnen 2/1990, Seite 1713f; Wikipedia.de, Artikel „Zehnt“; Brockhaus-encyklopedie 9/1994, Bd. 24, S. 464 „Zehnt“
- ⁷ Die Anstellung von hauptamtlichen Mitarbeitern in der Gemeinde ist eine sinnvolle Form der Teilung von Zeit und Geld in einer sozialen Gemeinschaft.
- ⁸ Im Sächsischen Gemeinschaftsverband würde ca. ein reichliches Drittel des Zehnten der Mitglieder genügen, um den Haushalt ohne kirchliche Unterstützung abzudecken.
- ⁹ Bei mir führte die Beschäftigung mit diesem Thema zu einem Wandel. Bisher bin ich persönlich von einer Bruttorechnung ausgegangen.

Bibelarbeit

Amos 5, 4-15

Sucht das Gute

Gerd Wendrock

1. Amos und die „Baleks“

In seiner Erzählung „Die Waage der Baleks“ führt Heinrich Böll die Leser in ein kleines Dorf des 19. Jahrhunderts. Mühsam ernähren sich die einfachen Dorfbewohner mit der Arbeit des Flachsbrechens. Da der Lohn der Eltern sehr spärlich ist, müssen auch die Kinder Geld verdienen. Sie gehen in den Wald und sammeln je nach Jahreszeit Pilze oder Kräuter. Diese verkaufen sie an die Familie Balek, der die Wälder und auch die Flachsbrechen gehören. Eines der Gesetze, die die Baleks dem Dorf gegeben haben, lautet: Keiner darf eine Waage im Haus haben. Seit fünf Generationen gibt es dieses Gesetz. Keiner weiß mehr genau, wann und warum es entstanden ist, aber alle halten sich daran. Die Pilze und Kräuter der Kinder, aber auch der Flachs - alles wird auf der großen Waage der Baleks gewogen. Nach dem Ermitteln des Gewichtes wird bezahlt: Pfennige, Groschen, sehr selten einmal eine Mark. Als die reich gewordene Familie Balek vom Kaiser geadelt wird, spendiert sie den Dorfbewohnern kleine Achtelkilopakete Kaffee. Ein Junge, der für mehrere Familien den Kaffee aus dem Schloss abholen soll, bleibt durch Zu-

fall mit den Päckchen in dem Raum allein zurück, in dem die Waage der Baleks steht. In der einen Schale der Waage liegt ein zurückgelassenes Halbkilogramm. Das bringt ihn auf eine Idee. Er nimmt die vier Päckchen Kaffee und legt sie in die leere Waagschale. Der Zeiger der Waage setzt sich in Bewegung, bleibt aber weit vor dem Mittelstrich stehen. Erst als der Junge noch einige Kieselsteine auf die Kaffeepäckchen legt, pendelt sich der Zeiger über dem Strich ein. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht im Dorf. Jetzt wissen alle, warum niemand außer der herrschaftlichen Familie eine Waage besitzen darf. Die Baleks betrügen ihre Untertanen mit falschen Gewichten - und das seit fünf Generationen. Nachdem der Junge in einem weit entfernten Ort das Gewicht der Kieselsteine ermitteln ließ, rechnen die Dorfbewohner aus, was ihnen die Baleks schulden. Es kommt zu einem Aufruhr, der blutig niedergeschlagen wird. Die kleine Schwester des Jungen kommt dabei ums Leben. Er selbst muss mit seiner Familie das Dorf verlassen. Zurück bleibt das frische Grab des kleinen Mädchens. Sonst bleibt alles beim Alten. „Und die Kinder sammelten wieder Pilze, sammelten wieder Thymian, Blumen und Fingerhut, aber jeden Sonntag wurde in der Kirche, sobald die Baleks sie betraten, das Lied angestimmt: ‚Gerechtigkeit auf Erden, o Herr hat dich getötet‘, bis der Bezirkshauptmann in allen Dörfern austrommeln ließ, das Singen dieses Liedes sei verboten“¹.

Lässt man die zeitgeschichtlichen Besonderheiten der Erzählung von Heinrich

Böll beiseite, könnte die Handlung auch aus den Erlebnissen des Propheten Amos stammen. Wir schreiben das Jahr 760 v. Chr. Im Nordreich Israel regiert König Jerobeam II. Seine Regierung ist eine letzte Blütezeit für das Reich. Die Assyrer, die ca. 40 Jahre später das Land erobern werden, kämpfen weit entfernt von Israel mit dem Volk der Urartäer. In dieser Ruhezeit gedeihen Handel und Gewerbe (8,5). Die Oberschicht des Landes lebt in Üppigkeit und Luxus (3,12.15; 4,1; 5,11; 6,4-6a). Große Kultfeiern werden durchgeführt (4,4f; 5,21-23). Und doch haben nur wenige Menschen Anteil an diesem „guten“ Leben. Wir hören im Amosbuch vom unsozialen Verhalten der Bevorzugten (3,9f; 4,1; 5,11) bis in die Gottesdienste hinein (2,8). Richter sind bestechlich, das Recht wird gebeugt. (5,7.10.12.15.24; 6,12). Geschäftsleute werden reich durch Betrug (8,5.6b). In diese schlimmen Verhältnisse hinein schickt Gott den Propheten Amos. Amos verkündigt das kommende Gericht. Seine Worte gelten auch und gerade den „Baleks“ aller Zeiten und aller Orte: Höret dies, die ihr die Armen unterdrückt und die Elenden im Lande zugrunde richtet und spricht: Wann will denn der Neumond ein Ende haben, dass wir Getreide verkaufen, und der Sabbat, dass wir Korn feilhalten können und das Maß verringern und den Preis steigern und die Waage fälschen, damit wir die Armen um Geld und die Geringen um ein Paar Schuhe in unsere Gewalt bringen und Spreu für Korn verkaufen? Der Herr hat bei sich, dem Ruhm Jakobs, geschworen: **Niemals werde ich diese ihre Taten vergessen** (6,4-7)!

2. Überblick über den Text

Gericht ist das bestimmende Thema des Amosbuches. Betrachtet man den Aufbau des Buches unter diesem Thema, ergibt sich daraus folgende Gliederung der Kapitel: A) 1 und 2: Heranziehen des Gerichtes; B) 3-6: Grund des Gerichtes; C) 7,1-9,6: Art des Gerichtes; D) 9,7-15: Ende des Gerichtes.

Amos, der Schaffhirte und Maulbeerfeigenzüchter aus dem Südreich, wurde von der Herde weg zum Propheten berufen. Gottes Berufungswort war für ihn zwingend (3,8). Er ging in das Nordreich Israel und erfüllte seinen Auftrag. Die Wirkung seiner Verkündigung war sehr heftig: Das Land konnte seine Worte nicht ertragen (7,10). So wurde Amos ausgewiesen und musste wieder in seine Heimat zurückkehren.

Die Arbeit eines Propheten gleicht der Arbeit eines Arztes. Beide kommen zum Einsatz, wenn etwas nicht in Ordnung ist. Beide gehen ähnlich vor. 1. Schritt: Anhand von Symptomen wird die Wahrheit ans Licht gebracht (Arzt: Diagnose / Prophet: Anklage). 2. Schritt: Nach der Klärung der Umstände kommt der Blick in die Zukunft. Wie wird es weitergehen, wenn nicht eingegriffen wird (Arzt: Prognose / Prophet: Ankündigung)? 3. Schritt: Das große Ziel der Arbeit ist die Wendung zum Guten. Jetzt muss behandelt / gehandelt werden (Arzt: Therapie / Prophet: Umkehrruf).

Auch im Amosbuch findet sich inmitten finsterster Prognosen (5,1-3; 5,16-20) und durchdrungen von schlimmen Diagnosen ein „therapeutischer Text“ (5,4-15). Wird in den Versen 18-20 die Unentrinnbarkeit vor dem

Gericht betont, erscheint im Vers 15 trotz allem ein hoffnungsvolles „vielleicht“. Vielleicht wird der Herr... doch gnädig sein. Zwei wichtige Aussagen zum Verstehen des gesamten Textes beinhaltet dieser Vers. Erstens: **Auch im Alten Testament ist Gott Liebe. Sein „eigenes, eigentliches Werk“ (Luther) ist das Retten und Lebendigmachen. Am Strafen und Richten („fremdes Werk“) hat Gott keine Freude:** Meinst du, dass ich Gefallen habe am Tode des Gottlosen, spricht Gott der Herr, und nicht viel mehr daran, dass er sich bekehrt von seinen Wegen und am Leben bleibt (Hes 18,23)? „Der Zorn ist also nicht Gottes zweites Wesen, sondern sozusagen der Schatten seines Wesens, das die Liebe ist. Aber als Schatten, ohne den ja das Licht seiner Gnade nicht leuchtet, ist er nötig“². Zweitens: Der Ausgang der Therapie liegt ganz in Gottes Hand. Amos macht dem Volk keine großen, eigenmächtigen Versprechungen. Niemand wird Rettung einklagen können. Wenn es doch noch eine Chance für die Rettung vor dem Gericht gibt, dann liegt sie nicht im Recht begründet, sondern in der Gnade, die Gott vor Recht ergehen lassen kann!

3. Einblick in die Aussagen des Textes

Vers 4-7: Sucht mich, so werdet ihr leben. In den Versen 1-3 des 5. Kapitels hält Amos eine Totenklage über Israel. Umso erstaunlicher ist das folgende Mahnwort (4-7). **Es gibt eine Therapie, die selbst Tote wieder gesund macht. Diese Therapie ist Gott selber. Weil Gott nicht nur Leben gibt und nimmt (1 Sam 2,6), sondern selbst das Leben ist, muss eine Totenklage kein**

letztes Wort über ein Volk oder einen Menschen sein. Das Mahnwort (4b) muss in seiner Bedeutung „von rechts nach links“ gelesen werden. Der Schwerpunkt liegt auf dem zweiten Teil: Leben ist möglich. Die Schlussfolgerung daraus wird im ersten Teil gezogen: Sucht das Leben! Sucht Gott! Im Bild ausgedrückt: Die Medizin gegen den Tod ist vorhanden. Also nehmt die Medizin und ihr werdet leben! Ihr müsst nur am richtigen Ort suchen. In den durch Unbarmherzigkeit und Unrecht entweihten Heiligtümern (2,8) und im leeren Kultus (5,21-23) findet ihr Gott nicht mehr. Wo er zu finden ist, wird in Vers 14f gesagt. Ausdrücklich sind auch die „schweren Fälle“ zur Behandlung eingeladen (7) - die Verursacher bitteren Unrechts und schlimmster Ungerechtigkeit. Bei Gott gibt es keine hoffnungslosen Fälle.

Vers 8-9: Er heißt Herr.

Wer ist der, der Heilung, Leben, aber auch Vernichtung von ganzen Völkern (6; 9) bewirken kann? Es ist der „HERR“, der seine Macht in noch weitaus größeren Dingen zeigt.

Aus dem Nichts baut er eine wunderbar geordnete Welt (8a). Aus der Finsternis macht er Licht (8b). Er macht aber auch aus Licht Finsternis (8c). Er lässt entstehen. Er lässt vergehen. Menschlicher Macht und Stärke ist er weit überlegen. Scheinbare Sicherheiten fallen vor ihm wie ein Kartenhaus zusammen (9). Ihm ist nichts unmöglich: Unfruchtbare Frauen bekommen Kinder (1 Mo 18,14; Lk 1,36f). Fragen nach der Theodizee werden unwichtig (Hiob 42,1-6). Menschenunmögliches ist möglich bei ihm (Mt

19,24ff). **Wenn einer Tote lebendig machen kann, wenn einer Schuldige vor der Vernichtung bewahren kann, dann nur der, der „HERR“ heißt.**

Verse 10-13: Ich kenne eure Freveltaten.

Wie schuldig die Adressaten der Gerichtsbotschaft des Amos sind, wird in diesen Versen deutlich. Sie hassen und verabscheuen die, die auf Recht und Wahrheit pochen (10, 12). Sie unterdrücken die Armen und nehmen trotz Zinsverbot unerträglich hohe Abgaben (11). Recht bekommt, wer dafür bezahlt (12). Alle diese schlimmen Symptome weisen auf eine schlimme Krankheit hin. **Der Mensch, der sich zum Herrn über Gut und Böse machen wollte, wurde zum Sklaven des Bösen. Die Trennung von Gott und seinen guten Ordnungen führt zur Trennung zwischen den Menschen und zur totalen Verzerrung der Welt.** Die schlimme Krankheit entsteht durch den Verstoß gegen das 1. Gebot (2,4; Hos 8,2-4).

Verse 14-15: Vielleicht wird der Herr doch gnädig sein.

Amos verkündigt ein Evangelium: **Die Krankheit der Versklavung unter das Böse, an der jeder Mensch leidet und deren natürlicher Verlauf zum Tod führt (Röm 6,23), ist heilbar. Dem Bösen, das gegen das Leben gerichtet ist, setzt Gott das lebensschaffende und lebenserhaltende Gute entgegen. „...das Gute, das zugleich das Heilsame und Lebensfördernde ist, ist die Befolgung der göttlichen Gebote...“³.** Das Böse zerstört wie

ein Krebsgeschwür das Leben der Menschen. Die Folgen (Symptome) sind deutlich erkennbar (10-13). Gottes Therapie bekämpft aber nicht nur die Symptome an der Oberfläche, sondern vielmehr die Ursachen in der Tiefe. Ein widerwilliges Befolgen der Gebote ist noch kein Erfolg. Gottes Therapie zielt auf einen Sinneswandel. Das Böse wird als lebensfeindlich erkannt und gehasst (15). Das Gute wird als lebenserhaltend erkannt und geliebt. So erfolgt Heilung. Wo die Krankheit an Kraft verliert, verschwinden auch die Symptome. Zeigte sich das Böse vor allem im gestörten Miteinander, so zeigt sich das Gute in der Liebe zum Nächsten (Micha 6,8). Genau dort liegt das entscheidende Bewährungsfeld für das Gute. Genau dort begegnet uns Gott. „Darum ruft Amos jetzt auf, Gott dort zu suchen, wo er uns am ersten entgegenkommt und seinerseits unseren Dienst sucht: im Bruder und in der Barmherzigkeit, die von uns gefordert wird, der Gott sich in Gestalt der Schwachheiten des Mitmenschen anvertraut“⁴.

4. Ausblick auf die Anwendung des Textes

Der größte Teil des Volkes ließ sich auf die Therapie Gottes nicht ein. Die Krankheit der Versklavung unter das Böse wurde immer schlimmer. Ca. 40 Jahre nach der Verkündigung des Amos kam das Ende, die Eroberung Israels durch die Assyrer. Konnte oder wollte sich das Volk nicht heilen lassen? Bestätigte sich hier das prophetische Wort Josuas: Ihr könnt dem Herrn nicht dienen (Jos 24,19)? Das Alte Testament baut hier

eine Spannung auf, die erst im Neuen Testament aufgelöst wird. Gott intensiviert dort seine Therapie. **Vertraute er früher sein Wort den Propheten an, so schickte er es jetzt selbst in menschlicher Gestalt auf die Erde (Hebr 1,1-4). Dort diagnostizierte, prognostizierte und therapierte es die Welt, indem es am Kreuz von Golgatha einen Ort schuf, an dem die Welt gesund werden kann. Dieses Ereignis sprengt alle Bilder und Vergleiche. Jesus Christus, das Wort Gottes, wurde Medizin, Arzt und Therapie in einem. Wer an ihn glaubt, hat das Leben.**

Die Worte des Amos klingen im Neuen Testament nach. Das neue Sein des durch den Glauben Geheilten will gelebt werden. Dabei kommt es nicht so sehr auf Formen und Rituale an, sondern auf den „Glauben, der durch die Liebe tätig ist“ (Gal 5,6). Im Nächsten, insbesondere im Schwachen und Hilfsbedürftigen, begegnet uns Gott. Gott im Nächsten zu dienen, ist der entscheidende Gottesdienst (Mt 25,31-46). Aus der Versöhnung mit Gott wächst die Versöhnung mit dem Bruder. Diese Versöhnung hat Vorrang vor anderen Dingen (Mt 5,23f). Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht (1 Joh 4,20)? Die Liebe als Außenseite des Glaubens bestimmt das menschliche Miteinander. Eine konkrete Schilderung dieses Miteinanders entsteht, wenn wir die Anklagepunkte unseres Textes einfach umkehren: Es ströme aber das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach (Vers 24 als Gegensatz zu Vers 7). Gerechtigkeit wird auf den Sok-

kel gestellt (7). Die Wahrheit wird gern gehört (10). Unterdrückte werden aufgerichtet (11). Arme werden unterstützt (11). Gerechte können sich entfalten (12). Maße und Gewichte stimmen und Recht gilt für alle gleich (12).

Wie weit unsere gesellschaftlichen Gegebenheiten von der genannten Schilderung entfernt sind, zeigt die Erzählung „Die Waage der Baleks“, die wir durch viele aktuelle Beispiele ergänzen können. Was schließen wir daraus? Nach wie vor ist Gottes Einladung Gabe und Aufgabe zugleich: „Sucht mich, so werdet ihr leben. Sucht das Gute und nicht das Böse.“ Wer diese Einladung annimmt und danach handelt, lebt im Vollsinn des Wortes „Leben“, das Helmuth Frey folgendermaßen definiert: **„Leben ist ... Schauen Gottes, empfangen seiner Vergebung, teilhaben an seinem Sakrament, hören seines Wortes, Vereinigung mit ihm, Hingabe an ihn, An- und Hineingenommensein von ihm, Geborgenheit bei ihm, Freude an ihm bis hin zum Sattsein von Loben und Schauen seiner Herrlichkeit, wandeln vor ihm, handeln aus ihm“**⁵.

5. Ideen für die Anwendung des Textes

→ Gliederungen für die Predigt:

- a) Gottes Wort...
 - 1... diagnostiziert,
 - 2... prognostiziert,
 - 3... therapiert.
- b) Gott greift ein.
 1. Er nennt die Schuld beim Namen.
 2. Er schenkt das Leben.

c) Sucht das Gute!

1. Es ist zu finden.
2. Es wird euch retten.
3. Es verändert die Welt.

→ „Bausteine“:

- a) Erzählung „Die Waage der Baleks“
- b) Gleichnis „Im Spital ´Zum Großen Arzt“⁶
- c) Lebensbild: Dietrich Bonhoeffer (besonders sein Einsatz für die Gerechtigkeit)



Gerd Wendrock

¹ Böll, Heinrich. „Die Waage der Baleks“. Die Erzählungen. 1947-1970. Leipzig: Insel-Verlag, 1973, S. 315

² Pöhlmann, Horst Georg. Abriss der Dogmatik: Ein Kompendium. 5. verb. u. erw. Aufl., Gütersloh: Verlagshaus Gerd Mohn, 1990, S.118

³ Rudolph, Wilhelm. Joel-Amos-Obadja-Jona. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt GmbH, 1974, S. 192

⁴ Frey, Helmuth. Das Buch des Ringens Gottes um seine Kirche: Der Prophet Amos. Stuttgart: Calwer Verlag, 1958, S.111

⁵ a.a.O., S. 103

⁶ Kettling, Siegfried. Typisch evangelisch: Grundbegriffe des Glaubens. 2. Aufl., Gießen: Brunnen-Verlag, 1993, S.81

Bibelarbeit zu

– 2. Korinther 8 und 9

Christen, Geld und Gnade

Friedemann Wunderlich

*„Denn einen **fröhlichen Geber** liebt Gott.“*
2 Kor 9,7

*„Aber so wie ihr in allem überströmend
seid: in Glauben und Wort und Erkenntnis
und allem Eifer und der Liebe, ...
so möget ihr auch in diesem **Gnadenwerk**
überströmend sein.“*
2 Kor 8,7

Dieses Geld werde ich nie vergessen. Ich saß auf dem Boden einer alten Lehmhütte. Wir feierten Gottesdienst. Seit vielen Jahren schon waren wir als Mission für Süd-Ost-Europa verbunden mit einer Roma-Gemeinde („Zigeuner“) in der Karpato-Ukraine. Jetzt saß ich mit ca. 50 Personen in einer engen Hütte. Draußen war es kalt und nass. Viele dieser Leute hausten in Hütten, in die man bei uns nicht einmal einen Hund stecken würde. Manche von ihnen schliefen nachts in Erdhöhlen. Sie zählen zu den Ärmsten der Armen. Ich musste mit meinen Tränen kämpfen und überlegte den ganzen Gottesdienst über, wie wir ihnen helfen könnten. Ich wurde irritiert, als ich bei der Predigt in die Gesichter meiner Zuhörer blickte. Junge Leute mit

glücklichen Gesichtern, die begeistert von Jesus sangen. Wie konnten Menschen, die nicht wussten, was sie morgen essen sollten, glücklich sein? Am Ende des Gottesdienstes reichten sie dann eine alte Blechbüchse herum. Sie sammelten Geld! Und dann übergab der Leiter mir zum Abschied die Büchse mit wenigen Münzen und sagte: „Bruder, du kommst in der Welt herum. Irgendwo gibt es Menschen, die sind ärmer als wir, denen wollen wir helfen.“

Paulus ist von der 1. Missionsreise mit einem begeisterten Bericht nach Antiochien zurückgekehrt. Heiden sind zum Glauben an Jesus Christus gekommen. Die Apostel in Jerusalem - und wahrscheinlich der größte Teil der Gemeinde dort - stehen den neuen Aufbrüchen skeptisch gegenüber. Es kommt zu einer Gipfelkonferenz in Jerusalem. Die Diskussion geht knapp an einer Spaltung von Judenchristen und Heidenchristen vorbei. Eine der Schlussbestimmungen der Gespräche: Paulus soll für die Urgemeinde in Jerusalem eine Sammlung in den neu entstehenden heidenchristlichen Gemeinden veranstalten, um die Einheit der Gemeinde sichtbar zu machen. Die an Jesus Christus Gläubigen in Jerusalem waren arm geworden, weil sie unter einem wirtschaftlichen Boykott der Gesellschaft standen. Obwohl sicherlich auch manche anderen Gemeinden im Römischen Reich arm waren, wurde die Solidarität mit der Muttergemeinde in Jerusalem zu einem Erkennungszeichen für Jünger Jesu. So ergeht die Anweisung u. a. an die Gemeinde in Korinth, am jeweils ersten Tag der

Woche (Sonntag) ein Opfer zusammenzulegen (1 Kor 16,1-4). In 2 Kor 8 und 9 finden wir die detailliertesten Anweisungen im Neuen Testament für christliches Geben.

In diesen beiden Kapiteln wird lebensnah die Bedeutung des Geldes angesprochen. Die Christen im Römischen Reich lebten in einer Gesellschaft, in der das Geld eine Voraussetzung für die wirtschaftliche und soziale Gemeinschaft unter den Menschen darstellte.

Wir finden in diesen beiden Kapiteln des 2. Korintherbriefes **fünf geistliche Prinzipien** für den Umgang mit Geld.

- Prinzip 1: Ein zentrales geistliches Thema - Geld geben in der Gemeinde
- Prinzip 2: Der richtige Maßstab - der Ausgleich
- Prinzip 3: Die richtige Praxis - Ordnung und Transparenz
- Prinzip 4: Die richtige Perspektive - Geld als Saatgut
- Prinzip 5: Die zentrale geistliche Grundlage des Gebens - Jesus Christus

**Prinzip 1:
Ein zentrales geistliches Thema -
Geld geben in der Gemeinde**

Fünf Mal spricht Paulus in 2. Korinther 8 und 9 von der Gnade. Dabei geht es ihm aber nicht um die Errettung des Sünders vor dem Gericht Gottes, sondern um eine **Geldsamm- lung**. Das Thema „Geld“, unter Christen in der westlichen Welt weitgehend totgeschwiegen, wird hier in der Gemeinde in Korinth zu einem Kennzeichen echter Jüngerschaft.

Paulus spricht im Blick auf Geld und die Geldsamm- lung von **Gnade** bzw. einem **Gnaden- werk** (2 Kor 8,1.4.6.7.19).

Die Tiefe einer Beziehung zu Jesus Christus zeigt sich eben auch im Umgang mit dem anvertrauten Geld. Wer die Gnade Gottes in Jesus Christus persönlich erfahren hat, der erlebt auch die Bekehrung in seinem Port- monee und macht mit Geldscheinen Ent- deckungen der Gnade Gottes.

Es gibt Gaben des **Segens** und Gaben des **Geizes** - auch unter Gläubigen (2 Kor 9,5). Geizmentalität unter Christen ist eine Gefahr für den Glauben (1 Tim 6,9.10).

Kaum ein anderes Thema bekommt in den Lehrunterweisungen des Paulus an junge Gemeinden mehr Raum, als der Umgang mit dem Geld, weil Paulus um die Gefahren des falschen Gebrauchs des Geldes weiß.

**Prinzip 2:
Der richtige Maßstab - der Ausgleich**

2 Kor 8,13-15

Die Christen in Korinth hatten von Gott auch in äußeren Dingen einen besonderen Segen erlebt. Sie hatten mehr zum Leben bekommen als sie für ihre Lebensbedürfnisse benötigten. Paulus hat niemals Christen auf- gefordert, sich zu verschulden, um anderen zu helfen. Christen sollten sich auch nicht unter die Armutsgrenze verausgaben, was sie selber wieder bedürftig machen würde. An dem Beispiel der Israeliten auf der Wü- stenwanderung (Zitat in V. 15 aus Ex 16,18)

macht Paulus deutlich, was das Grundprinzip des Gebens unter Christen sein sollte. Manche aus dem Volk Gottes konnten scheinbar mehr sammeln als andere und teilten ihren Überfluss mit denen, die weniger sammeln konnten. Diese Tatsache bekam zusätzliche Brisanz dadurch, dass der nicht weitergegebene Überfluss am nächsten Tag von Würmern durchsetzt war (Ex 16,19.20). Was Christen als Besitz von Gott anvertraut wird, ist die Quelle, aus der sie geben. Deshalb nennt das Neue Testament auch für das Geben nie bestimmte Prozente oder feste Beträge. Paulus argumentiert großzügig, wenn er den Reichen ihren Reichtum gönnt und sie gleichzeitig zum großzügigen Geben auffordert (2 Tim 6,17-19). In der Gemeinde Jesu gilt also der Grundsatz: Diejenigen, die mehr zum Leben haben als sie brauchen, sollen denen helfen, die zu wenig haben. Als Beispiel für die größtmögliche Freigebigkeit führt Paulus Jesus Christus an. Seine Gnade war so groß, dass er selber arm wurde, damit wir durch seine Armut reich werden (2 Kor 8,9). Seine Armut machte ihn dennoch nicht abhängig von Menschen.

Paulus sendet Titus nach Korinth, um das Ergebnis der Sammlung zu erhöhen (2 Kor 8,6). Die Höhe des Opferaufkommens soll den Ruf der Gemeinde nicht beschämen (2 Kor 8,7.8). Dabei spürt man in diesen Abschnitten: Christen geben nicht aus Angst oder aus Zwang. Sie lassen sich auch nicht manipulieren. In diesem Zusammenhang ist es sicherlich auch aufschlussreich, dass Paulus nie dazu aufruft, den Zehnten zu geben. Der Zehnte galt im Judentum als die

Abgabe an das nationale Steuersystem. Und er war nur ein geringer Teil der Gesamtabgaben, die ein Israelit als Abgabe an seine Volksgemeinschaft geben musste. Jünger Jesu rechnen nicht. Sie geben mehr, sie geben ein Opfer und deshalb ist ihr großzügiges Geben immer Gnade.

Weil das Prinzip des Ausgleichs gilt, geschehen die Spendenaufrufe in einer nüchternen Weise (2 Kor 8,13).

Der Spendenaufruf

- a) ist **natürlich**.
- b) richtet sich **gegen falsche Selbstzufriedenheit**.
- c) entspricht dem **guten Ruf** einer Gemeinde.

Die Gemeinden in Mazedonien standen unter Verfolgung und Leiden und gingen einer völlig ungesicherten Zukunft entgegen. Diese Gegend umfasste die Gemeinden in Philippi, Thessalonich und Beröa und gehörte zu den armen Gebieten, die durch die römischen Besatzer ausgebeutet wurden. Das ist und bleibt eine seltsame Beobachtung im Reich Gottes: Die Armut hilft der Armut!

Drei Kennzeichen dieses Gebens (2 Kor 8,3):

- a) Gaben werden **angemessen** gegeben.
- b) Gaben sind **Opfer**.
- c) Gaben geschehen **freiwillig**.

Auch heute kann ich aus der Perspektive der Mission sagen: Ärmere Christen wissen am besten, was Geben bedeutet.

Prinzip 3: Die richtige Praxis - Ordnung und Transparenz

In 2 Kor 8,19ff gibt Paulus konkrete Anweisungen, wie eine Sammlung durchgeführt werden soll.

- a) Es gibt ein konkretes Projekt: Gemeinde in Jerusalem.
- b) Die Sammlung ist sichtbar und messbar.
- c) Mit der Sammlung werden Prioritäten gesetzt.
- d) Die Sammlung geschieht regelmäßig innerhalb eines Zeitraumes von ca. einem Jahr (1 Kor 16,1-4).
- e) Es herrscht vor Menschen und vor Gott absolute Transparenz über den Umgang mit Geld in der Gemeinde (2 Kor 8,21).
- f) Die Gabe wird in der Gemeinde öffentlich überreicht und an die Empfänger übergeben (2 Kor 8,19; 9,1-3).

Prinzip 4: Die richtige Perspektive - Geld als Saatgut

Geld für das Reich Gottes ist nicht „herausgeworfen“. Paulus spricht in dem Zusammenhang der großzügigen Spende von einer „Aussaat“ (2 Kor 9,6-11).

Säen

- a) ist etwas Hoffnungsvolles.
- b) weckt Erwartungen.
- c) erwartet Frucht.

Das Loslassen des eigenen Geldes ist nicht ein Weggeben auf ein „Nimmerwiederse-

hen“, sondern ein Samenkorn! Es ist und bleibt ein göttliches Geheimnis mit allen Opfersammlungen verbunden: Das Geheimnis des Säens (vgl. Mk 10,29.30).

Deshalb betont Paulus auch: „**Einen fröhlichen Geber liebt Gott!**“ (2 Kor 9,7b).

Fröhliche Geber gibt es eigentlich nur bei Betrunknen in der Kneipe, oder? Der fröhliche Geber in der Gemeinde ist nicht mit Alkohol, sondern mit dem Heiligen Geist erfüllt! Deshalb braucht es keine menschlichen Stimulationen bei Spendenaufrufen. Säen kann nur, wer Saatgut hat (2 Kor 9,8). Gott beschenkt den fröhlichen Geber zum Weitergeben! Geben hat dabei immer eine vertikale und eine horizontale Auswirkung. Die offensichtliche Not wird gelindert (2 Kor 9,12) und Gott bekommt Danksagung (2 Kor 9,11.12). Es ist erstaunlich, welchen Radius ein einzelnes Geldstück entwickeln kann.

Paulus scheut sich nicht, die Gaben der verschiedenen Gemeinden öffentlich zu machen. Man kann vergleichen! Wer sparsam sät, der schadet sich selbst und erschadet der Gemeinde. Auch dabei ist der Maßstab entscheidend: Es geht nicht um die Höhe oder um einen bestimmten Prozentsatz, sondern um die **Treue** im Umgang mit dem von Gott Anvertrauten. Es besteht eben auch die Gefahr, dass man aus unlauteren Motiven gibt, z.B. „Ich gebe soviel, wie andere geben.“ So verteilen wir gegenseitig Geschenke. Gnade ist anders. Gnade schenkt ein Opfer ohne zu rechnen.

**Prinzip 5:
Die zentrale geistliche Grundlage des
Gebens - Jesus Christus**

Paulus beendet seine langen Ausführungen über das Thema Geld mit dem Aufruf:

„Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe!“ 2 Kor 9,15

Warum dieser Hinweis? Will er die menschlichen Gaben klein machen? Will er die Geldsammlungen der Christen in Korinth herabsetzen?

Nein, es ist eine starke Ermutigung! „Seht, Korinther, an einen solchen Gott glaubt ihr! Er ist ein Geber! Einer, der mehr gibt, als wir in Worten beschreiben können!“

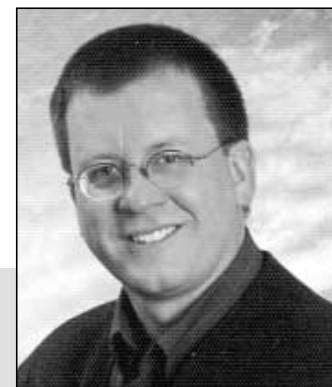
Wer an diesen Gott glaubt und ihm mit seinem Leben folgt, der kann nicht anders, als seine Hände und sein Herz zu öffnen! Unser Leben ist mit allem, was Gott uns anvertraut hat, Dank für Golgatha! Gottes Liebe bewegt unsere Herzen!

Fragen zur persönlichen Reflexion:

- Paulus **redet vom Geld** - wir auch?
- Paulus empfiehlt **konkrete Projekte** - wir auch? Setzen wir Prioritäten für das Reich Gottes?
- Paulus fordert **Transparenz** - wie praktizieren wir das in unserem persönlichen Leben und in der Gemeinde? Reden wir untereinander offen über Geld?
- Der Maßstab des Gebens ist nicht die Höhe des Betrages sondern die **Treue!** Die kleinen Gaben beachten!

- Die Selbstprüfung: Woran hängt mein **Herz**? Wie viel **Geiz** steckt in mir?
- Ehre ich Gott mit meiner **Freigebigkeit** für seine Sache?
- Geld spenden als **Saat** - welchen Missionsradius geben wir dem Geld in unserem Leben und in unseren Gemeinden?

Zurück zum Anfang. Als ich in der armen Roma-Gemeinde in der Karpato-Ukraine die Liebe bei diesen Ärmsten der Armen sah, musste ich weinen über mein eigenes Herz. Jesus wollte an diesem Sonntag nicht meine großzügige Unterstützung für diese Armen, sondern er wollte mir mein eigenes Herz zeigen.



**Friedemann
Wunderlich**

verheiratet, zwei Kinder, wohnhaft in Kreuztal; seit 1998 Missionsleiter der Mission für Süd-Ost-Europa (MSOE). Die MSOE wurde 1903 in Schlesien gegründet und arbeitet heute mit 110 Mitarbeitern aus 23 Ländern in Europa und Asien.

Bibelarbeit

zu Lukas 16,9

„Seid klug, kauft euch mit dem Geld aus der ungerechten Welt Freunde, die euch dann in die ewigen Häuser im Himmel aufnehmen, wenn hier alles vorbei ist.“

Prof. Dr. K. Berger

Jesus weiß, dass ohne Freunde niemand in den Himmel kommt. Geld kommt aus einer ungerechten Welt und fließt wieder dahin zurück. Wie viel Blut und Unrecht klebt an jedem Schein. Wie oft wird Geld durch Ausbeutung verdient, wie oft wird es geraubt, wie oft ist ein Geldschein das letzte Besitztum eines Armen gewesen. Der Spruch Jesu: Wer hat, dem wird immer noch mehr gegeben, wer aber wenig hat, dem wird auch das Wenige noch genommen, bezieht sich vor allem auf Geldwirtschaft. Und vielleicht ist die Vermutung nicht ganz und gar falsch, Jesus habe doch vor Beginn seiner Verkündigung eine Art Banklehre genossen. Denn zu genau kennt er die verschiedenen Tricks der Menschen im Umgang mit Geld, und im reichen Jüngling begegnet ihm ein etwas schräger, aber doch eigentlich recht alltäglicher Liebhaber des Geldes. Die Liebe zum Geld steht oft genug der Gerechtigkeit entgegen - und das ist genau das Gegenteil von Freundschaft. Denn Gerechtigkeit heißt „Konvivenz“, Miteinanderleben. Kein Ungerechter

ist dazu in der Lage, Ungerechtigkeit zerstört jedes Zusammenleben in Freundschaft.

Jesus spricht daher den Wendepunkt an, an welchem aus Unrecht Gerechtigkeit wird, aus Ausbeutung oder Erpressung ein freundschaftliches Zusammenleben. Dieser Wendepunkt ist genau das Herz dessen, den Jesus hier anspricht. Er sagt: In deinem konkreten Verhältnis zu jeder Münze in deiner Hand liegt es, ob aus der Welt der Ungerechtigkeit eine Welt der Gerechtigkeit und Freundschaft wird. Genau hier ist der kritische Punkt, an dem sich die Qualität dessen ändert, was man mit Geld machen kann. Deshalb ist jede Entscheidung, wofür man Geld ausgibt, eine Entscheidung für die Fortdauer des Unrechts oder den Beginn einer neuen Kette der Gerechtigkeit.

In der Tat denkt Jesus hier „dualistisch“, d.h. in unvereinbaren Polaritäten. Der ganze Abschnitt Lk 16,8-16 ist der am stärksten dualistische in der Verkündigung Jesu. Nur hier sagt Jesus „entweder - oder“, in der Alternative „Gott oder Mammon“. Aber diese Alternative ist eben nicht schicksalhaft oder gar endgültig. Jeder ist jeden Tag gefordert, sie zu bestehen.

Wenn man es recht bedenkt, besitzt Jesus daher sehr tief- und weitgehende Einsichten über den Zusammenhang von Geld und Unrecht und über die Verbindung von Investition und Gemeinschaft. Er weiß, dass die Welt der Zukunft abhängt von der Art des Einsatzes des Geldes.

Wir wissen um das Element, das hier „Aufnahme durch die Freunde im Himmel“ genannt wird, von den sog. Nahtoderfahrungen seit Jahrtausenden: In der ersten Phase

nach dem Herzstillstand erleben alle einen dunklen, engen Gang, der sich dann zu einem lichten Raum weitet (also wie bei der Geburt!) und dann sehen sie Verwandte, in der Regel diejenigen, die kürzlich verstorben sind. So deutet schon das hellenistische Judentum die alte Formel „zu den Vätern versammelt werden“ in dem Sinne, dass der Verstorbene in den himmlischen Reigen der Väter aufgenommen wird, den er dann auch sieht. Ähnliches berichten römische Inschriften aus der Zeit des 1. Jahrh. n. Chr. Auch Jesus kennt diese Tradition und prägt sie im Sinne der neuen Verwandten um, der neuen Familie, die er um sich sammelt. Denn die Jünger haben bei der Berufung ihre alte Familie aufgegeben, und die neue Familie nennt Jesus hier „Freunde“, ein schönes sprachliches Bild für Kirche. Übrigens also auch aus diesem Text geht hervor, dass Jesus eine Gemeinschaft von Jüngern („Kirche“) gewollt hat, und zwar als neue Familie, als einen Kreis von Freunden, und zwar sogar in dem Sinne, dass diese Gemeinschaft Himmel und Erde umfasst. Wenn man also dann später sagt, Petrus stehe am Himmels- tor (als Pförtner, wegen der Schlüssel), dann ist hier der Ansatzpunkt, denn Petrus steht dort offenbar als Vertreter der Kirche.

Kirche aber wird durch Geld gebaut, wie jede andere Freundschaft irgendwann auch, das weiß Jesus realistisch zu sagen. Und weil das so ist, bleibt Jesus hier nicht bei allgemeinen Redensarten, sondern zielt direkt und ohne Umschweife auf das, was uns das Liebste zu sein pflegt: auf den Geldbeutel. Er weiß, wie nah der Geldbeutel dem Herzen ist und sieht eine realistische Vorberei-

tung auf das Himmelreich exklusiv im Zusammenhang mit freundschaftlicher Bestechung. - Viele Hörer pflegen bei dieser Auslegung entsetzt zu reagieren und wenden ein, da sie solchen „Materialismus“ dem Gleichnis nicht zutrauen, hier handele es sich um eine Art Begründung des Ablasswesens nach dem Motto „Tausche Geld gegen Himmelreich“. Etwas so Verwerfliches sei Jesus nicht zuzutrauen. Nun gehört Sinn und Wesen des Ablasses auch bei Katholiken mittlerweile zu den weißen Flecken auf der Landkarte. Aber abgesehen davon, dass der Ablass nicht den Himmel verdienen, sondern die negativen Folgen der Unrechts- sünden zu beseitigen helfen soll, ist doch der Grundansatz mit Lk 16,13 gemeinsam. Denn auch gerade in dem Schlusssatz „Ihr könnt nicht Gott und dem Geld gleichzeitig dienen“ hat der Glaube an Gott sehr kräftige finanzielle Folgen. **Wir verstehen diesen Satz zumeist psychologisierend so: Man darf sich nicht vom Geld innerlich abhängig machen. Wenn man den Satz so ermäßigt, bleibt alles beim Alten.** Denn wir pflegen zu sagen: Behalten darf ich mein Geld, nur darf ich ihm nicht „dienen“. Ist dieses gemeint: „Jesus überfordert uns nicht, er meint nur, dass wir das Geld nicht lieben und anbeten dürfen.“? - Das wäre dann ein angenehmes, ein Wohlfühlchristentum. Doch Jesus meint es sehr viel ernster: Entscheidend ist, was ihr mit eurem Geld macht. Entweder ihr setzt es klug ein, dann baut ihr damit an dem großartigen neuen Freundschaftsbund der Kirche, die bis in den Himmel hineinreicht. Oder ihr gebt es aus für den Götzen „stetige Geldvermehrung“.

Fazit: Jesus entpuppt sich hier als der rechte Anlageberater. Er hat den Menschen ein faszinierendes Ziel für die Investitionen gezeigt: die Gemeinschaft der Lebenden und der Toten. Dieser Weg des Freiwerdens von der Sorge um Geld und Besitz führt in das himmlische Reich.

In der Sprache unseres Textes sind dieses die „ewigen Häuser“ (Zelte, Hütten, Behausungen). Das Judentum spricht von den Zelten der Gerechten, darum geht es auch hier. Und in Joh 14,2f sagt Jesus: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Sonst hätte ich euch nicht gesagt, dass ich hingehe, um euch dort eine Bleibe zu schaffen. Und wenn ich hingegangen bin und euch eine Bleibe geschaffen habe, komme ich wieder und nehme euch zu mir, damit ihr auch dort seid, wo ich bin.“ In Joh 14 ist es freilich Jesus, der „in die Wohnungen aufnimmt“, um es in der Sprache von Lk 16,9 zu sagen. Beides ist, wenn man es genau überlegt, ungewöhnlich. Offenbar geht es darum, dass man in den ewigen Wohnungen mit Seinesgleichen wohnen wird. **Wer seine Zusammenghörigkeit auf Erden erwiesen hat, wird sie auch im Himmel genießen können.** Deshalb ist auch im Henochbuch (Kapitel 71) davon die Rede, dass die Gerechten, die auf Erden das Henochbuch lasen, im Himmel mit dem Menschensohn zusammen wohnen werden. In 1 Thess 4,17 sagt Paulus von den (gerechten) Christen, dass sie „mit dem Herrn“ sein werden. In Lk 16,9 sind es wohl die „Gerechten“ (?), die die Spender dann in die Gemeinschaft der Bewohner der himmlischen Häuser aufnehmen werden, nicht Jesus oder der Men-

schenssohn. Vielleicht ist das „aufnehmen“ auch unspezifisch verstanden und meint nur das „Empfangen in eine Wohngemeinschaft“ im Sinne von „gerne aufnehmen“, gerne bei sich wohnen lassen.

Fazit: Den „Einlass“ in den Himmel gewährt nicht ein besonderer Pförtner (später Petrus), sondern den gewähren die Himmelsbewohner selbst nach dem Prinzip der Ähnlichkeit oder des „passt zu uns“.

Was uns zunächst merkwürdig erscheint, ist aber offenbar das Prinzip, das generell galt. Denn es gibt im Neuen Testament keinen anderen Text, der von irgendeinem Himmelpförtner spricht. Vergleichbar ist überhaupt nur die erwartete Gemeinschaft mit Jesus nach Joh 14 und 1 Thess 4. Die natürliche Einlassbedingung ist die Gleichheit zwischen den alten und den neuen Bewohnern. **Das „Konzept von Kirche“, das Jesus in diesem Text entwickelt, ist die „ausgabengestützte Freundschaft“.** Mit diesem Stichwort macht sich Jesus den antiken Verfassungstheoretikern vergleichbar. Dazu gehört besonders Aristoteles, der jegliche menschliche verfasste Gemeinschaft auf dem Prinzip Freundschaft gründet. Im Unterschied zu anderen Verfassungen hat der Entwurf Jesu für ein friedliches Zusammenleben von Menschen offenbar folgende Vorteile und Besonderheiten: a) Extrem realistisch wird diese Gemeinschaft auf der Ebene einer finanziellen Konvivenz aufgebaut. Dabei spricht Jesus weniger von Spenden als vielmehr von einem Miteinander, das an gerechter Geldverteilung erkennbar ist, und zwar im Kontrast zu sonst

üblicher finanzieller Ungleichheit. Starke soziale Spannungen könnten das Miteinander zur Hölle machen. b) Diese Gemeinschaft hat zwei hauptsächliche Lebensstadien, die Gegenwart und die fernere Zukunft „im Himmel“, bzw. „in der Ewigkeit“. Fraglich erscheint, ob dieser Ort des zukünftigen Miteinanders wirklich der Himmel und nicht vielmehr die Erde ist. Auch für 1 Thess 4,17 gibt es gute Gründe, die Erde, und zwar eine verwandelte, als neuen Kern der Zukunftsaussage anzunehmen. Die Umwandlung in die Dauer kann auch hier stattfinden. c) Entscheidend und offenbar gefährdet ist die Gemeinschaft „dann“. Zu ihr zugehören, ist die exklusive Bedingung des Heils. Diese Gemeinschaft der Freunde ist Trägerin der Zukunft. Zu ihr dazugehören bedeutet alles. d) Wer mit dem Geld, über das er verfügt, an der Gemeinschaft der Freunde in gerechter Konvivenz mitbaut, hat für die Ewigkeit gebaut. Die Alternative ist offenbar die trostlose Einsamkeit. Die „Hölle“ ist die Isolation außerhalb der Tragfähigkeit lebendiger Gemeinschaft. e) **Die gerechte Verteilung und Verwendung der materiellen Ressourcen (Geld) ist für Jesus offenbar das entscheidende, wenn nicht das einzige Kriterium für das Gelingen dieser „Kirche“ auf der Basis von Freundschaft.** Das mag zunächst Erstaunen hervorrufen. Aber Jesus scheint sich auch hier nach dem Satz zu verhalten: „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“ Für unsere Vorstellung hält sich Jesus damit an zwei äußerste Eckpunkte, Geld und Herz. In Wahrheit aber zeigt der Umgang mit Geld auch ihm, „was einem Menschen eine (gemeinsame) Sache wert ist“.

Das ist eine besondere Psychologie des Geldes, die Jesus auch in dem Satz erkennen lässt, dass zwischen Gott und Mammon eine exklusive Alternative besteht. **Demnach besetzt Geld so intensiv wie nichts anderes (Sex inbegriffen) das menschliche Herz.** Denn wer es hat, so darf man schließen, der besitzt eine Macht, die ihn in Wirklichkeit beherrscht. Daher wird Geld mit Gott verglichen. Die Macht des Geldes liegt auch an seiner vielfältigen Verwendbarkeit - wenn es nur genug ist. So hat Geld nur ein einziges, im wahrsten Sinne mitreißendes Lebensgesetz: Mehr zu werden um jeden Preis. Das, was dem in den Reichtum Verknallten wirklich weiterbringt und aus der Tyrannei des Geldes erlöst, ist die Freundschaft zu Menschen. Diese hilft ihm, den Herrn zu wechseln und aus der Sklaverei des Geldes in den Dienst Gottes zu treten. Insofern sind die Mitmenschen auf ihre Weise Brücke zu Gott, so wie es ein Jesus-Agraphon sagt: Wer den Bruder gesehen hat, der hat den Herrn gesehen.“ In der Alten Kirche liegt das Schwergewicht bei der Fürsorge für die Armen, und zwar nicht ganz ohne Grund. Denn nach Ex 22,22f erhört Gott das Gebet der Witwen, Waisen und Tagelöhner, also der Armen, ganz sicher. Daher hilft den Reichen, die etwas abgeben, nicht das Almosen direkt, sondern vermittelt durch das Fürbittgebet der Armen. Noch im Barock sagen die Prediger: „Was man auf dieser Welt in die Schoos deren Armen legt, wird uns vielfach zu Theil in dem Himmel.“ Und „... weil Gott den Reichen allein nicht sehen will, er werde dann von den Armen begleitet, durch des-

sen Hilfe und Gebet er dann in den Himmel kommen muss“. Und nach Augustinus, Predigt 35, „wird der Nutzen vielfältig sein bei jenen im Himmel, welche auf dieser Welt denen Armen reichlich haben mitgeteilt.“ Das schon im Hirten des Hermas gebräuchliche Bild von Ulme und Weinstock wird in der Alten Kirche so ausgelegt: Die Ulme (= die Reichen) ist unfruchtbar, aber sie trägt den Weinstock (= die Armen), alle Früchte sind vom Weinstock. Der Arme „umgibt und bedeckt den Reichen, und was dem Reichen an Früchten und guten Werken mangelt, das wird ihm durch das Almosen von den Armen beigelegt.“ - Allerdings wird man diese „pauperistische“ Auslegung der Alten Kirche zu Lk 16,9 stark einschränken müssen: In Lk 16,9 ist weder von Almosen noch von Armen noch von deren Gebet die Rede. - Vielmehr ist Jesu Entwurf viel eingreifender und grundsätzlicher. Er zielt auf ein neues Miteinander von Menschen und auf

eine Gemeinschaft seiner Freunde („Kirche“), die die Erde und den Himmel umfasst.



Klaus Berger

geboren 1940, Dr. theol., seit 1974 Prof. für Neues Testament an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg

Buch- besprechungen



Dietrich Bauer

*Besser wirtschaften –
Finanzstrategien auf
biblischer Basis*

*Ca. 140 Seiten,
gebunden, EUR 8,95*

*Hänssler-Verlag,
Holzgerlingen, 2003*

Als ehemaliger Bankdirektor der EKK Kassel weiß Dr. Dietrich Bauer, wovon er spricht, wenn er ein Buch über den Umgang mit Geld schreibt. In diesem Buch zeigt er auf, wie ihm die Aussagen der Bibel geholfen haben, verantwortlich mit dem Geld umzugehen. So fängt auch jedes der 10 Kapitel mit einem neutestamentlichen Text an, an dem er dann die Grundlagen für den Umgang mit unserem Geld aufzeigt.

Die Themen, die er dabei sehr fachkundig und konkret anspricht, sind: Haushalter-schaft, Treue, Geldgier, Erben, Steuern, Gottesdienst, Spenden, Lebensvorsorge, Wiedergutmachung, Sorglosigkeit usw. Mit vielen Hinweisen und Beispielen macht er deutlich, wie das für jeden konkret ausse-

hen kann. So manche Anregung wartet nur darauf, umgesetzt zu werden.

Es geht in diesem Buch also um den richtigen Umgang mit den vorhandenen Finanzen. Mit dem, was Gott uns gegeben und zur Verfügung gestellt hat, sollen wir ihm gegenüber verantwortlich umgehen. Und das in allen Bereichen unseres Lebens - in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.



*Berit Hein, Reinhard
Rubow, Jörg Ahlbrecht*

*Mit Gott rechnen –
vom biblischen
Umgang mit unseren
Finanzen*

*122 Seiten; Taschenbuch;
EUR 5,95, Gerth Medien
GmbH, Asslar, 2005*

„Beim Geld hört die Freundschaft auf!“ - hört man immer wieder. Doch bei Gott hört die Freundschaft nicht beim Geld auf, sondern er hat sich viel dabei gedacht. „Mehr als 2.000 Verse bzw. Abschnitte in der Bibel beschäftigen sich mit dem Thema `Geld`. Jesus hat oft darüber gesprochen. Zwei Drittel der Gleichnisse Jesu beziehen sich auf unseren Umgang mit Geld.“ (S. 20)

Gott möchte, dass uns der Umgang mit dem Geld gelingt. Aber sehr oft gelingt er uns eben nicht. In diesem sehr praktischen

Buch zeigen uns die Autoren auf, wie wir mit unserem Geld umgehen können, wenn wir uns an den Angaben Gottes in der Bibel orientieren. Fünf Bereiche der Finanzen sind wichtig zu sehen und zu beachten: 1. Verdienen, 2. Spenden, 3. Sparen, 4. Schulden und 5. Ausgeben. Für alle fünf Bereiche zeigen sie anhand der Bibel die Linien auf, die Gott sich dabei gedacht hat. Sie geben einem Hilfsmittel und Hilfestellungen an die Hand, damit man bei sich selber überprüfen kann, wie es in den Bereichen aussieht. Und sie zeigen auch auf, wie man aus manchen falschen Geleisen wieder herauskommen kann.

Was mich fasziniert hat, sind die sehr konkreten Schritte, die aufgezeigt werden, um

auf einen guten Weg mit den eigenen Finanzen zu kommen und bei allem mit Gott zu rechnen, der eben wirklich will, dass unser Leben mit den Finanzen gelingt. Ob wir nun viel oder wenig Geld haben, ob wir Schulden zu bewältigen oder einfach nur den Überblick verloren haben - in diesem Buch bekommen wir ein gutes und gründliches Hilfsmittel an die Hand, das uns helfen will, uns auf den Weg in die richtige Richtung zu machen.

Jörg Ahlbrecht zeigt im letzten Kapitel auf, wie es auch die Aufgabe der Gemeinde sein muss, hier ihren Leuten Hilfestellung anzubieten. Denn über Geld müssen wir lernen zu reden, um den richtigen Umgang zu finden und zu leben.

1. Autoren- und Artikelverzeichnis „akzente“ 2005

Nr.	Titel	Verfasser	Seite
2005.1	Mission aus Bindung an Christus	Reppenhagen, Martin	4-18
2005.1	Einfach von Gott reden	Malessa, Andreas	19-29
2005.1	Auf der Suche nach einer dialogfähigen missionarischen Kirche	Sundermeier, Theo	30-42
2005.2	Einige Gedanken zur Erneuerung der Gemeinde	vom Orde, Dr. Klaus	48-57
2005.2	Was morgen zählt, Gemeinde im Aufbruch, Gemeinschaft für morgen	Filker, Hans-Georg	58-66
2005.2	Auf dem Weg zu einer missionarischen Kirche	Wischnath, Dr. Rolf	67-80
2005.2	Philipp Jakob Spener und sein Reformprogramm	Morgner, Dr. Christoph	81-95
2005.3	(Über)Lebensstrategien in einer frommen Welt, zwischen Auftrag und Erwartung	Leupold, Martin	104-115
2005.3	(Über)Lebensstrategien im Miteinander der Generationen	Gruhler, Marianne	116-120
2005.3	(Über)Lebensstrategien für's persönliche geistliche Leben	Stropahl, Hartmut	121-124
2005.3	Der Versuchungsstreit	Wendrock, Gerd	125-128
2005.4	(Über)Lebensstrategien in der säkularen Welt, zwischen Anpassung und Ablehnung	Mehnert, Hans-Werner	144-154
2005.4	(Über)lebt - Gesandt unter Wölfe - BA zu Mt 10	Leupold, Martin	155-160
2005.4	(Über)Lebensstrategie als Mitarbeiter - BA zu Joh 21, 1-14	Genz, Matthias	161-166
2005.4	(Über)Lebensstrategie als Ruheständler	Klages, August	167-168
2005.4	(Über)Lebensstrategie in Ehe und Familie	Behrens, Lutz und Margret	169-170
2005.4	Was die Gemeinde vom Evangelisten so wünscht	Morgner, Dr. Christoph	171-185

2. Stichwortverzeichnis „akzente“ 2005

STICHWORT	HEFT NR. / S.		
		Fairness	05.3/114
		Familie des Predigers	05.3/109;
Ablehnung	05.4/144f.		05.4/169
	158	Forschungsbeitrag	05.3/120
Anpassung	05.4/144f	Frauenfrage	05.2/62
Arbeit, Recht auf	05.2/88	Gebetspatenschaft	05.3/119
Auftrag	05.3/104f;	Gemeinde im Aufbruch	05.2/58f
	05.4/157	Generationen, Miteinander der	05.3/116f
Ausdrucksfähigkeit des Glaubens	05.2/64	Geschichtsbewusstsein	05.2/48
Auskunftsfähigkeit	05.2/74f	Gewohnheit	05.3/108
Babysitterdienste	05.3/120	glauben, Bedeutung von	05.2/72f
Bedürfnis und Bedarf	05.4/171	Gottesdienst,	05.3/116
Bedürfnisse, legitime	05.3/105	generationsübergreifend	
Berufung, persönliche	05.4/156	Gottesdienstkultur	05.4/149
Besuchssonntage	05.3/119	Gottvertrauen	05.3/111
Bibelstunde, Geburt der	05.2/89	Grenzen	05.3/105
Bildung	05.2/64	Heilsoffenbarung	05.2/50
collegium pietatis	05.2/52	Herrschaft Gottes	05.3/107
Demut	05.3/111	Identifikation	05.3/115
Dialog	05.1/7f.30f	Internetcafé	05.3/120
Dreißigjähriger Krieg	05.2/82	Katechismus	05.3/125
Echtheit	05.3/113	Katechismusunterricht	05.2/87
Ehe, Predigerehe	05.4/169	Kirchenerneuerung	05.2/51
Ehrenamtliche	05.4/151	Kommunikation, Hindernisse	05.1/19f
Ehrenamtlichenschulung	05.4/151	und Chancen	
Einheit der Gemeinde	05.3/106	Kommunikation, konstruktive	05.3/113
Einzigartigkeit Jesu	05.1/6f	Konflikt	05.3/104
Empathie	05.3/113	Kontaktfähigkeit	05.1/23f
Entkirchlichung	05.2/67	Kulturgemeinschaft	05.4/146
Erlösungssehnsüchte	05.4/150	Lagerbildungen	05.3/115
Erwartungen	05.3/105	Laienapostolat	05.4/151
Evangelische Kirche	05.2/69	Lebensstrategien	05.3/104f
Berlin-Brandenburg		Leistungsdruck	05.4/171
Evangelisation	05.1/43	Leserbeurteilung von „akzente“	05.4/141
Evangelisationsveranstaltung	05.4/175f	Liebe	05.3/111
Evangelisten, Erwartung an	05.4/175	Loben	05.3/121

2. Stichwortverzeichnis „akzente“ 2005

missio dei	05.1/36	Teilnahmeverhalten	05.4/149
Mission	05.1/4f.30f; 05.2/70	Theologiestudium, Reform des Veränderung	05.2/93 05.3/108
Monopol, christliches	05.4/144	Verlusterfahrungen im Osten	05.2/60
Multikulturelle Gesellschaft	05.4/145	Versuchung	05.3/125f
Orthodoxie	05.2/82	Vision	05.2/78
papist	05.2/55	vocatio interna und externa	05.4/157
Persönlichkeitsprofil	05.3/110	Vollmacht	05.4/156
pia desideria	05.2/49	Wachstum der Christenheit	05.2/68
Pietismus, Reformprogramm	05.2/81f	Wahrheit	05.1/11f
Prädestinationslehre, doppelte	05.2/72f	Wertschätzung	05.3/113
Predigt, evangelische	05.2/94	Wochenendfreizeit	05.3/120
Priestertum aller Gläubigen	05.2/90	Zwei-Reiche-Lehre	05.3/112
Primärreligion	05.4/147f		
Prioritäten	05.3/107		
Produktstolz	05.4/150		
Projektchor	05.3/120		
Quäker	05.2/55		
Reformatorische Erkenntnis	05.2/50		
Religionsstreitigkeiten	05.2/92		
religiöse Manager	05.2/72		
Resignation	05.4/162		
Ruheständler	05.4/167		
Säkularisation	05.4/144f		
Schlange	05.4/160		
Sekundärreligion	05.4/147		
Selbstliebe	05.3/128		
Selbstverständnis, kirchliches, freikirchliches	05.4/147		
Selbstwahrnehmung	05.3/114		
Sinnanbieter	05.4/144		
soziale Verantwortung	05.2/87f		
Spiritualismus	05.2/50		
Sprachfähigkeit im Glauben	05.1/20.26f		
Stöhnen	05.3/121f		
Supervision	05.3/114		

3. Bibelstellenverzeichnis „akzente“ 2005

BIBELSTELLE	HEFT. NR. / S.
Maleachi 3, 24	05.3/116
Matthäus 5, 13+14	05.1/33
Matthäus 10, 16	05.4/155
Lukas 10, 1-12	05.1/37
Johannes 21, 1-14	05.4/161
2. Korinther 4, 2	05.1/15

4. Namensverzeichnis „akzente“ 2005

NAME	HEFT. NR. / S.
Newbigin, Lesslie	05.1/4f
Müntzer, Thomas	05.2/50
Spener, Philipp Jakob	05.2/48f.83; 05.3/125f
Rogers, Carl	05.3/113

Aus der Geschäftsstelle



Liebe Schwestern und Brüder,
 derzeit bin ich mit den Anmeldungen zur Hauptkonferenz in Krelingen und mancherlei Planungen dafür beschäftigt. In der Hoffnung, viele regelmä-

Bige, aber auch neue Teilnehmer dort sehen und treffen zu können, ermutige ich (die Zögerlichen) zur Teilnahme.

Mit ganz herzlichen Grüßen aus der Geschäftsstelle in Greifswald

Euer Karl-Heinz Schlittenhardt

- Ihre **Diamantene Hochzeit** feiern am 10.05. Paul-Walter und Käthe Schäfer, Zinshardter Str. 14, 51597 Morsbach
- Zum Fest der **Goldenen Hochzeit** gratulieren wir – am
 01.04. Horst und Hanna Leisner, Schulweg 11, 37083 Göttingen
 30.04. Rüdiger und Herta Borchardt, Arzbergstr. 62, 98587 KO Steinb.-Hallenberg
 13.05. Reinhold und Annaliese Wiesenberg, Badstüberstr. 15, 17033 Neubrandenburg
 02.06. Wilhelm und Lydia Fiedler, Gustav-Werner-Str. 12, 72250 Freudenstadt
- Das Fest der **Silbernen Hochzeit** feiern am 29.05. Wolfgang und Renate Hiller, Hardeweg 161, 38229 Salzgitter

*Den Jubilaren wünschen wir Gottes Segen und grüßen sie mit Psalm 63,50:
 „Ich will dich loben mein Leben lang und meine Hände in deinem Namen aufheben.“*

- In den vergangenen Wochen wurden uns der **Heimgang** folgender Geschwister bekannt:
- | Name | Vorname | Ort | geboren | gestorben |
|-------------|----------------|-------------------|----------------|------------------|
| Grüning | Lydia | Kläden b. Stendal | 15.07.1940 | 12.12.2005 |
| Erich | Kaufmann | Hannover | 11.02.1920 | 19.12.2005 |
| Jäger | Erich | Arnstadt | 13.02.1923 | 03.01.2006 |
| Kawohl | Adam | Wesel | 15.02.1901 | 14.01.2006 |

*Wir wissen die Heimgegangenen wie die Angehörigen,
 die Abschied nehmen mussten, geborgen in der Hand des Herrn.
 Denn: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn.
 Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“ (Röm 14,8)*

Entgelt bezahlt

-

Termine, die man sich vormerken sollte:

- 24.-27.04.2006 Hauptkonferenz in Krelingen, Geistliches Rüstzentrum
 - Termin der Hauptkonferenz 2007: 19.-22.03. in Schmitten/Taunus
 - Termin der Hauptkonferenz 2008: 21.-24.04. in Bad Blankenburg
-